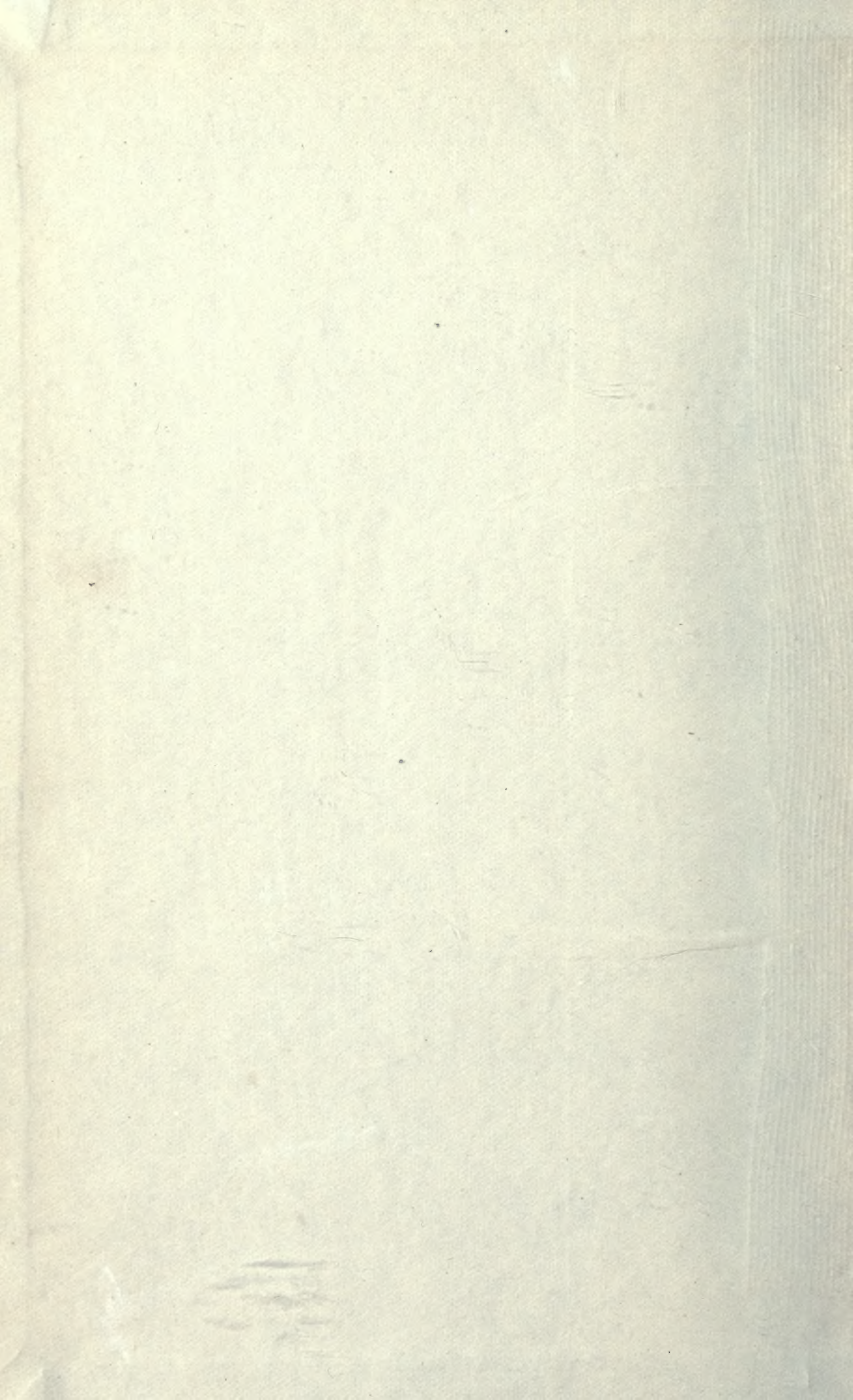




Goethe

Wilhelm Meisters theatralische Sendung

Mitteilungen

über die

wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren

Von

Dr. Gustav Billeter

Zweite durchgesehene Auflage
(3tes und 4tes Tausend)

1910

Verlag von Rascher & Cie. in Zürich

Inhaltsübersicht.

Nachträge.

Herr Dr. H. Trog teilt mir folgende Vermutungen mit:

S. 49, 2. Abs., 9. Zeile v. o. „den Menschen" statt „dem".

S. 51, 8. Zeile v. u. „das" statt „daß" (nach der Handschrift ist beides möglich).

S. 56, 2. Zeile v. u. „den" statt „ein".

S. 69, 12. Zeile v. u. „oder der Teufel ist los" statt „dem" (als Doppeltitel eines Stückes).

S. 90, 11. Zeile v. o.: „sich" statt „dich".

Vorwort zur ersten Auflage.

Im Dezember 1909 übergab mir einer meiner Schüler am obern Gymnasium, der Sohn des Herrn Dr. med. D., eines Ururenkels der Frau Barbara Schultheß, ein Manuskript, indem er mich bat zu prüfen, ob es ein Autogramm Goethes oder sonst irgendwie von Bedeutung sei. Das Ergebnis soll im Folgenden weiteren Kreisen mitgeteilt werden. Im Einverständnis mit dem Besitzer der Handschrift, dem ich für sein Entgegenkommen auch an dieser Stelle verbindlich danke, veröffentliche ich die folgenden Mitteilungen. Ebenfalls mit seiner Einwilligung bot ich die Herausgabe des ganzen Werkes Herrn Prof. Dr. H. Maync, dem Vertreter der deutschen Literaturgeschichte an der Berner Hochschule an, den ich besonders als Herausgeber der Lehr- und Wanderjahre in Heinemanns Goetheausgabe kannte und schätzte; er erklärte sich mit Freuden bereit. Das Erscheinen der ersten Gesamtausgabe ist voraussichtlich gegen das Ende des Jahres zu erwarten.

Die unten mitgeteilten Proben sind derart von mir ausgewählt worden, daß das erste und zweite Buch mit Hinzunahme der Lehrjahre rekonstruiert werden können; den folgenden Büchern sind nur eine Anzahl einzelner Stellen nach bestimmten Gesichtspunkten entnommen worden. Herrn Dr. Gagliardi bin ich für seine stets bereite und sehr ersprießliche Beihilfe bei der Lesung

und Nachprüfung der Handschrift zu großem Dank verpflichtet.

Man wird es dem Herausgeber, wenn auch seine berufliche und wissenschaftliche Arbeit ausschließlich der Antike zugewendet ist, nicht verargen, daß er, als Dilettant im alten italienischen Sinne, den Mitteilungen von Textproben eine Einleitung vorausgeschickt hat, in der er neben dem Fundbericht und einigen einführenden Bemerkungen auch seine ersten Eindrücke festzuhalten sucht, schon darum, weil ja in dieser Weise „erste" Eindrücke von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" einem Andern nicht mehr vergönnt sein werden.

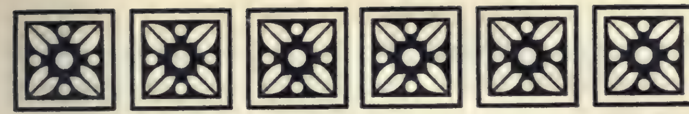
Nachdem das Manuskript dieser Mitteilungen in der Hauptsache abgeschlossen war und der Druck begonnen hatte, legte mir Herr Prof. v. Schultheß-Rechberg in liebenswürdiger Weise auf die Nachricht von dem Funde Briefe der Frau Barbara Schultheß und Tagebücher ihrer ältesten Tochter vor; auf den ersten Blick erkannten wir, daß die Handschrift der „Theatralischen Sendung" von Mutter und Tochter geschrieben ist. Dadurch ist nicht nur — wenn es auch nach dem Inhalt dessen nicht mehr bedarf — die Handschrift nunmehr auch äußerlich aufs beste beglaubigt, sondern es erklärt sich jetzt auch die sofort erkennbare sorgfältige Ausführung; es waren treue Hände, die über dieser Arbeit walteten. Die unten S. 3 erwähnte Überschrift des Paketes stammt nach der Feststellung des Herrn Prof. Schultheß von einer Enkelin der Frau Barbara. An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß das Manuskript Herrn Prof. Schultheß nie zu Gesicht gekommen war.

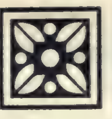
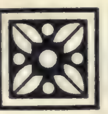
Mit hoher Befriedigung erfüllt es den Unterzeichneten — das sei zum Schlusse nicht verschwiegen — daß die Schweiz, die der deutschen Kultur so viel verdankt, wiederum, sei es auch nur durch das Zufällige, das jeder Entdeckung in irgend einem Maße anhaftet, einen Teil dieser Schuld tilgen kann. Und wie schön hat es sich nicht gefügt, daß Goethe und Barbara Schultheß, deren Wege nach manchen Jahren treuer Freundschaft auseinander gingen, künftig doch wieder vereint genannt werden!

Zürich, Anfang März 1910.

Dr. Gustav Billeter
Professor am Gymnasium und Privatdozent an der Universität.






Die Handschrift, auf die sich die folgenden Mitteilungen beziehen, besteht aus losen Oktavblättchen; es sind 618 Seiten; einige Dutzend sind leer gelassen. Sie ist vollständig erhalten; eine Reihe scheinbarer Lücken verschwanden durch entsprechende Blätterverschiebungen. Für weiteres muß hier auf das Vorwort verwiesen werden.

Das Manuskript stammt nachweisbar aus dem Nachlaß der Frau Barbara Schultheß, der Freundin Goethes; ihre Beziehungen zu ihm hat B. Suphan im Goethejahrbuch (XIII, 1892, S. 149 f.) dargestellt; auf Grund ihrer Briefe und Tagebücher entwarf G. v. Schultheß-Rechberg ein Lebensbild der im schönsten Sinne tüchtigen Frau (Zürich 1903). Im Juni 1775 lernte Goethe sie kennen, und sie gehörte — nach Suphans Worten — „alsbald auch zu dem engsten Kreise, der sich an Goethes dichterischen Bekenntnissen erbaute, ja sie besaß zeitweilig die ‚einzigen Abschriften'" (S. 153).

Daß sie auch Teile des ersten „Wilhelm Meister" erhielt, wußte man seit langem aus Goethes Brief an seine Mutter vom 7. Dezember 1783, wo er schreibt: „Wenn Sie es [das „Journal von Tieffurth"] genug haben, schicken Sie es nach Zürich an Frau Schultheß. So auch das vierte Buch ‚Wilhelm Meisters'" (wir verweisen hier

und im folgenden der Kürze halber für alle Aussagen Goethes über „Wilhelm Meister“ auf Graefs so überaus verdienstvolles Werk „Goethe über seine Dichtungen“; für „Wilhelm Meister“ vergleiche man I 2 S. 696 f.). Weitere Angaben finden wir bei Schultheß S. 33: „Die Aufzeichnungen der Tochter Bäbe notieren mit Freudenbezeugungen den Empfang von handschriftlichen Teilen des ‚Wilhelm Meister‘ in den Jahren 1783 (10. September), 1784 (14. April), 1785 (6. Juli)“. Auf welche Bücher sich diese Angaben im einzelnen beziehen und wie sie mit dem Brief an die Frau Rat zu verbinden sind, soll hier nicht erörtert werden; es ist auch angesichts der Wiederauffindung des ganzen alten „Wilhelm Meister“ von geringerer Bedeutung; so viel ist sicher, daß noch weitere Sendungen erfolgt sein müssen, da das 6. Buch ja erst am 11. November 1785 beendigt wurde. Erwähnt sei hier noch, daß Frau Schultheß auch die neue Bearbeitung des „Wilhelm Meister“ erhielt (Schultheß S. 32).

Wie Goethes Mutter, so hat auch sie die ältere Fassung trotzdem getreulich bewahrt. Aber während das der Frau Rat gehörende Exemplar, von dem sie Tieck im Jahre 1806 erzählte [Graef 730], sie habe es, sechs Bände, lange auf ihrem Bücherbrett bewahrt — ob es dazumal noch vorhanden war, bleibt in dem Bericht Köpkes undeutlich —, während also dieses Manuskript scheinbar wenigstens spurlos verschwunden ist, ebenso wie alle andern bei dem Dichter oder seinen Freunden je vorhandenen Exemplare, hat sich die Handschrift, die Frau Schultheß besaß, bis heute erhalten. Freilich auch nur erhalten, mehr nicht. Die Umstände haben es gefügt, daß das Manuskript bis heute nicht als das erkannt wurde, was es tatsächlich ist.

Dazu mag in erster Linie der Umschlag dieser Blätter beigetragen haben, auf dem von einer entschieden alten, wahrscheinlich gleichzeitigen Hand die Worte stehen:

„Manuscript von Goethes Buch Die Leiden des jungen Werther.“

Aber auch wer das Paket öffnet, braucht den Sachverhalt durchaus noch nicht sogleich zu durchschauen. Der ersten Seite fehlt jede Aufschrift. Dann wird allerdings ein flüchtiges Blättern erkennen lassen, daß es sich um den „Wilhelm Meister“ handelt; aber da man hiebei überall auf soviel Bekanntes stößt, namentlich auch auf jene Lieder, mit denen Goethe das Werk so herrlich geschmückt hat, wird man auch dann die wahre Bedeutung der Handschrift nicht so bald erkennen. Man wird zunächst an „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ denken und das Manuskript für eine nach irgend einem Druck hergestellte Abschrift halten — um eine eigenhändige Niederschrift der Lehrjahre könnte es sich ja nach der Entstehungsgeschichte dieses Werkes nicht handeln, auch um eine Abschrift von Diktaten schwerlich. Immerhin wäre es nicht ohne Interesse, festzustellen, welcher Druck hier als Vorlage in Betracht fiele. Um diese Frage zu prüfen, machte ich mich gegen Ende Januar dieses Jahres daran — durch anderweitige Arbeiten aufgehalten, erst eine Reihe von Wochen nach jener ersten Feststellung — die Handschrift nun systematisch durchzunehmen. Freilich nur, um bei der ersten Zeile wieder abzubrechen. Denn daß „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ nicht so treuherzig-episch begannen: „Es war einige Tage vor dem Christabend 174—, als Benedikt Meister, Burger und Handelsmann zu M—, einer mittlerern Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzgen abends gegen achte nach Hause ging“, sondern lebhaft dramatisch mitten in eine

ganz andere Szene hineinführten, wußte ich natürlich wohl. Der erste flüchtig auftauchende Gedanke war der, es handle sich um eine nicht veröffentlichte und dazu auch nicht bestimmte Arbeit eines Unbekannten, der den Stoff unter Benutzung des goethischen Werkes auf seine Art umgestaltet habe. Die Arbeit des Tages unterbrach diese zweite Feststellung, daß ich hier „Wilhelm Meister" und doch nicht „Wilhelm Meister" vor mir habe, und die sich daran knüpfenden Erwägungen und Vermutungen, nachdem sie kaum begonnen waren; immerhin war das Interesse an der Handschrift jetzt bedeutend gestiegen, und einige Tage später, am letzten Januartage, entschloß ich mich nun, alles Andere liegen zu lassen und die Frage womöglich zu entscheiden. Jetzt fand sich die Lösung des Rätsels mit einem Schlage. Am gleichen Tage hatte ich in einer flüchtigen Minute wieder einen Blick in die Handschrift geworfen und vor dem dritten Buche die Aufschrift gelesen: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung". Obschon ein eifriger Goetheleser und nicht unbekannt mit vielem, was über ihn geschrieben wurde, sagten mir diese Worte zunächst nichts. Gelesen hatte ich sie vielleicht öfter, aber nicht beachtet, wahrscheinlich weil sie mir ohne greifbare Bedeutung schienen. Es verstärkte sich zunächst der Gedanke an eine freie Umarbeitung des allbekannten goethischen Werkes. Am Abend des gleichen Tages nahm ich nun „Wilhelm Meisters Lehrjahre" in der Heinemannschen Goetheausgabe zur Hand, um zunächst die als goethisch erkannten Partien zu prüfen. Da stieß ich auf Seite 6 der Einleitung von V. Schweizer auf den Satz: „Der vollständige Titel scheint jedoch ursprünglich nach einer Angabe Knebels „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" gewesen zu sein." Ein schwer zu beschreibendes Gefühl

durchdrang mich. Weg waren alle Vorstellungen von Nachahmung — Das ist, rief ich aus, der alte „Wilhelm Meister." — Zufällig hatte ich ein paar Wochen vorher, in anderer Absicht, die ganze Reihe der Briefe des jungen Goethe und weiter bis zu seiner Flucht nach Italien durchgeblättert. Immer wieder war mir der Name Wilhelm Meister begegnet, in unauflöslicher Verbindung mit dem Namen jener Frau, die für Goethe damals noch so viel bedeutete; die Sendung des vierten Buches an Frau Barbara Schultheß war mir nicht entgangen, und nicht ohne Bewegung hatte ich die Stelle gelesen, da Goethe den Wilhelm Meister sein geliebtes dramatisches Ebenbild nennt. Und nun hielt ich in meinen Händen diese Bücher, aus denen der Abglanz jener herrlichen Jahre mir entgegenleuchten mußte, eine köstliche Gabe des Schicksals, das sonst so wenig unerwartete Freuden spendet. Als Erster durfte ich nach mehr als hundert Jahren diese Blätter betrachten, die ich mit umso größerer Erwartung zu lesen begann, als mir bis dahin der junge Goethe, Goethe vor Italien den stärksten Eindruck gemacht, mir das meiste gesagt hatte.

Im Morgengrauen legte ich das erste Buch weg, tief ergriffen, in einem unbeschreiblichen Gefühle des Glückes. Wie gute Geister umschwebten mich die Gestalten, denen der Achtundzwanzigjährige Leben und seine Seele eingehaucht. Weihnachtsstimmung, so lang verschwunden, die ganze Kinderzeit mit all ihrem verworrenen, oft schmerzlichen Drang und ihrer doch so hoffnungreichen Seligkeit, des Jünglings Streben und Kämpfe — alle Saiten waren von einer Zauberhand angeschlagen. Gleich einem Traum war die süßbittere Geschichte von Wilhelms und Marianens Liebesglück und Not vor mir vorübergezogen; nur Einer konnte so

erzählen, das stand mir klar vor Augen — und auch er nur einmal in seinem Leben.

Mögen die Umstände, unter denen ich dieses erste Buch las, nicht sehr geeignet sein, ruhigem Vergleichen und Abwägen Raum zu geben, soviel glaube ich heute noch sagen zu dürfen: mit diesem ersten Buche, so wie es Goethe 1777 geschrieben, hat nicht nur die deutsche, sondern die Weltliteratur eine der köstlichsten Schöpfungen wieder erhalten. . . . Es geht nicht an, in den folgenden Seiten auch die bereits bekannten Teile des ersten Buches vollständig und genau in ihrer ersten Form mitabzudrucken, und darum mag das Hin- und Herblättern vom Neuen zum Alten und vom Alten zum Neuen den Eindruck beeinträchtigen; aber auch so wird sich niemand der Gewalt dieser Dichtung entziehen können. Wie bannt nicht gleich das erste Kapitel in einen Zauberkreis mit unwiderstehlichem Zuge! Und wie erleben wir dann wieder und wieder alles, was wir an dem jungen Goethe zumal kannten und bewunderten, und was ja auch in seinen Briefen immer wieder durchbricht: die Weite des Feldes, das sein Blick umspannt, die Fülle der Töne, in denen er ausspricht, was er sieht; wie er das Schlichte und Alltägliche, das Gewöhnliche, allzu Gewöhnliche und doch so Unentbehrliche erinnerungsmächtig erfaßt, und dann auf einmal sich aufschwingt in Höhen, zu denen Andere nie ihre Augen aufheben; die Schalkhaftigkeit neben dem tiefsten Ernst, das verzeihende Lächeln dessen, der das Menschenherz und seine Ängste gekannt hat, und daneben das rücksichtslose Vorwärtsdrängen des Mannes, der, nach unbestechlicher Selbstkritik, erst wenn er über eine Lebensstufe weggeschritten, auf sie hindeutet — so beleuchtet der Schluß des zwölften Kapitels wie mit einem rasch verzuckenden grellen Licht die Kluft,

die den Helden trotz allem von seinem Schöpfer trennt.

Wie konnte Goethe — etwa siebzehn Jahre später — dieses wunderliebliche Gebilde zerstören? Denn nicht viel anders bedeutet die gewaltsame Umformung dieses ersten Buches in den „Lehrjahren.“ Wohl weiß man, daß er unter dem Einfluß von Wielands Agathon (Minor, Goethejahrbuch IX S. 174/5) das uralte schon homerische Kunstmittel, den Helden seine früheren Schicksale selbst erzählen zu lassen, hier anwendete; aber daß er es tut, und mehr, was er strich, und wie er zum Beispiel das wundervolle letzte Kapitel an einer entscheidenden Stelle durch ein Gespräch über die Kunstsammlung von Wilhelms Großvater seitenlang unterbricht — daß das Alles auch nur möglich war, kann wohl einzig daraus verstanden werden, daß er seiner Schöpfung fremd geworden war. Er, der, nach seinem eigenen Worte, die Pyramide seines Daseins, deren Basis ihm aufgegeben und gegründet sei, so hoch als möglich zu spitzen rastlos sich bemühte, achtete dieses Bausteins nicht mehr; jene Wandlung und Entfremdung des Dichters von dem Geschöpf seiner Einbildungskraft, die schon der Schluß des zwölften Kapitels uns enthüllt, war, auch in anderer Richtung, weiter vorgeschritten. Wir haben dafür auch äußere Beweise. Nannte Goethe noch im Jahre 1782 Wilhelm sein geliebtes dramatisches Ebenbild — übertreibend freilich schon für jene Zeit, aus der Stimmung eines Augenblicks heraus, oder wenigstens nicht im Hinblick auf das Vollbild seines eigenen Wesens — so spricht er 1794 zu Herder von dem alten Werke als einer Pseudokonfession, das heißt doch wohl einem Bekenntnis, das jetzt keines mehr sei oder doch nur in beschränktem Sinne. Wie fremd es

ihm geworden, zeigen die weiteren Worte desselben Briefes, es bedürfe das erste Buch noch manches Federstriches, um ihm als eine Pseudokonfession vom Herzen und Hals zu kommen. So kann er im August des gleichen Jahres an Schiller schreiben, er sei gegenüber dem ersten Buche „im eigentlichsten Sinne jetzt nur der Herausgeber“.

Und wirklich, wenn der Große sich selbst gegenüber rücksichtslos, für die Menschheit allzu rücksichtslos sein darf, da er in sich die Kraft fühlt, Neues, noch nie Erlebtes zu zeugen, wenn er verwerfen darf, was er in schöpferischen Stunden aus sich gebar, so hat Goethe hier von diesem Rechte reichlich Gebrauch gemacht. Er hat den zartesten Hauch dieser Seelchen abgestreift; mit gewaltsamer Hand zerrissen, was einst so stetig zu einem herrlichen Bau sich auftürmte und zusammenschloß . . .

Und nun das zweite Buch! Wie sein Held, der arme Wilhelm, den wir in aller seiner Verworrenheit so lieb gewannen, hier, nach der Erschütterung seines Innersten, in ruhigere Lebenspfade einlenkt, und seine Seele nur noch gelinde nachzittert; wie hier ein nachdenkliches und beschauliches Wesen an die Stelle jener fast traumhaft gebundenen Stimmung tritt, in der wir ihn im ersten Buche dahinleben sehen, als führe er ein zweites Dasein neben dem alltäglichen — so konnte der Leser, den anfangs die ungewöhnlichen Umstände fast verwirrten, nun, da er an den seltsamen Besitz sich gewöhnt, in gelassener Ruhe den Gesprächen folgen, die sich behaglich vor uns ausbreiten. Das Wohlgefühl, in einem Kreise gescheiter und fein empfindender Menschen zu weilen, erfüllt uns; ist es zuerst noch die stille Krankenstube, von der jener heimliche Reiz der Genesung auf uns übergeht, so werden wir bald hinausgeführt in die Natur, wie die Menschen jener Zeit sie liebten, Kunst

und Natur in ihrer Brust verschmelzend, von beiden die sanfteren Reize anmutig genießend.

Wiederum ist es das Sehnen Wilhelms zur Kunst, zur dramatischen Dichtung, zum Theater, das den Grundton des Buches angibt. Aber während im ersten Buche der sich als Schauspieler Fühlende bald auch sein ganzes Lebensschicksal ans Theater ketten will, das mit dem Bild Marianens für ihn untrennbar zu einem entzückenden Phantom verschmilzt, weicht nun, nachdem er jäh von der geliebten Schauspielerin gerissen wurde und damit auch seine Träume, an ihrer Seite der Schöpfer eines großen Nationaltheaters zu werden, schwanden, alles Theatralische im engeren, praktischen Sinne in den Schatten zurück; und hervor tritt der Dichter und Kunstkritiker Wilhelm, und damit zugleich, wie in den früheren Teilen des ersten Buches, der junge Goethe selbst, in deutlicherem Bilde als in dessen zweiter Hälfte.

Welche Fülle des Köstlichen auch diese Teile des zweiten Buches bergen, sei es für uns neu, oder, aus dem Zusammenhang geworfen, an anderer Stelle längst bekannt, möge jeder bei sich selbst empfinden — wie kunstvoll die ästhetische Theorie in lebendiges Gespräch aufgelöst, in menschlichen Seelen verkörpert ist; wie Goethe über seine eigenen früheren Entwicklungsstufen zwar hinwegsieht — derselbe Vorgang großartiger Wandlung, wie im ersten Buche der Schluß des zwölften Kapitels sie uns zeigte — wie er aber doch in Wilhelms Schwester Amelie — ein durchsichtiger Deckname — seinem ehemaligen dichterischen Schaffen und Streben einen Anwalt gibt, der das Recht auch dieses Lebensabschnittes verteidigt — konnte er der schwesterlich liebenden Seele schonender sagen, warum er, nach gemeinsam unter poetischem Schwärmen durchwandertem Pfade von ihr

sich trennen müsse, oder, wenn sie schon tot war, als er das schrieb, ihr ein schöneres Denkmal setzen? — wie er dann, mit der zartesten Begründung, mehr die Schwester entschuldigend, als sich selbst vordrängend, einige Proben seiner Jugenddichtung gibt, dann aber mit geheimnisvoller Gebärde, entschlossen abweisend, und doch nicht ohne Bangen, ob diese Bäume auch Frucht tragen möchten, verrät, daß er jetzt Größeres im Busen hege; und dann diese Jugendpoesien selbst, der Monolog des Sechzehnjährigen vor allem, der so unverkennbar den Stempel künftiger Größe aufweist; aber weiter auch die wirklichkeitssicheren, oft fast derben Worte über die drei Einheiten; die Vorahnungen einer Zeit, da eine höchste Einheit dramatischen Spieles gefordert würde, in der Alles, auch das Äußere, eingeschlossen wäre; jene Reflexionen sodann über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, deren Hauptgedanken mehr und mehr mit Staunen erfüllen, wie Goethe auch hier seiner Zeit vorausgedacht hat.

Noch einmal läßt nun der Dichter seinen Wilhelm in persönliche Beziehungen zur Welt des Theaters und der Schauspieler treten; einer jener beiden Schauspieler, die im ersten Buche durch Zufall seine nähere Bekanntschaft mit Marianen veranlaßten, vor denen er den Schauspielerstand so gedankenreich und beredt verteidigt hatte gegen die Mißachtung, die auf ihm lastete, begegnet ihm wieder und enthüllt ihm in verzweifelten Worten das ganze Elend seines Berufes und seiner Klasse. Wohl setzt Wilhelm dem wiederum, wenn auch nur in lebhaftem Selbstgespräch, seine alte Überzeugung entgegen; aber es ist doch nur wie ein Aufflackern des matter brennenden Feuers seiner Theaterleidenschaft.

Heimgekehrt findet er Werner in sonntäglicher Be-

haglichkeit. Liebevoll malt der Dichter dessen stille Freude am Besitze des Hauses, am Ausdenken und Überwachen des Umbaues, durch den es zu neuer Stattlichkeit wieder erstehen soll; seinen aus praktischen Erwägungen und Rokokoästhetik zu einem wunderlich hübschen Ganzen sich verbindenden Geschmack; ein köstlicher Zug ist die Schilderung seiner sonntäglichen Lektüre im Hauptbuch — — Und nun erhebt sich die Szene wie in absichtsloser Natürlichkeit und doch in wundervollem künstlerischem Kontrast zu einem gleichsam genau abgewogenen Gegengewicht zu Wilhelms Hymnus auf die Poesie und den Beruf des Poeten; Werner verherrlicht den Handel im Großen, „alle Art von Spedition und Spekulation“ als eine Macht, die, die Menschheit verbindend und eine der wichtigsten Grundlagen ihres Daseins, zugleich den Einzelnen, der das Glück ergreift, emporhebt in eine Höhe, die sonst nur den Großen dieser Erde vorbehalten schien. Vorahnend hat der Dichter hier jene Kraft genannt, die vor andern das Bürgertum der modernen Welt groß zu machen begonnen hatte und bald darauf in Frankreich, durch den dritten Stand, den „Fürsten dieser Welt“ auch auf ihrem eigensten Machtbereiche furchtbar werden ließ.

Bedeutungsvoll erscheinen „große Städte“ und „Fabriken“ in der Ferne, ein seltsamer Gegensatz zu dem engen, eher klein- und wohl auch ackerbürgerlichen Leben in der Vaterstadt der beiden und überhaupt zu der ganzen äußeren Welt, wie sie im ersten Buche angedeutet ist — und wie eine vielsagende Hinweisung auf Kräfte, die dann, im 19. Jahrhundert, Wilhelms der Welt der Dichtung und des künstlerischen Scheins zugewendete Lebensauffassung zurückdrängen und doch immer wieder das tiefste Verlangen nach ihr erwecken sollten. In diesem Sinne weitet sich die Szene ins Ferne und Künftige.

So hat der Dichter, eh er Wilhelm hinausziehen läßt als kaufmännischen Dilettanten und doch wieder nicht losgelöst von dem, was seinem Leben bisher Inhalt und Würde gegeben hatte, gleichsam alle Kraft aufgewendet, ihm durch Werner beweisen zu lassen, daß der kaufmännische Beruf, im großen Stile aufgefaßt, auch imstande sei, hohe Gefühle zu erwecken und zu befriedigen, ja sogar einer Art künstlerischen Schaffens und Genießens nicht entbehre.

Zugleich enthüllen sich uns neue Züge des Dichters selbst. Mit welcher damals auch in der nationalökonomischen Wissenschaft fast einzigen Fernsicht er das Wirtschaftsleben im ganzen überschaut; wie tiefe Blicke er in die Psychologie des wirtschaftenden Menschen tut; wie er in Werner einen klassischen Typus zeichnet des zwar nicht banausischen, sondern auch ästhetisch angeregten, aber doch im Innern durchaus dem Realen zugewendeten Praktikers, den Typus zugleich des vom Kleingeschäft zum Großhandel in allen Formen aufstrebenden Kaufmanns; wie er, längst vor den neuesten Einsichten in das Wesen der modernen Volkswirtschaft, in Werners Verherrlichung der doppelten Buchhaltung instinktsicher den rationalen Geist des neuzeitlichen Wirtschaftslebens erkennt — das Alles weist nicht nur hin auf die Verwaltungsarbeit der Weimarer Jahre, sondern allgemeiner auf den Mann, der immer weitere Gebiete menschlicher Tätigkeit theoretisch und praktisch in das Reich seines Geistes einbezieht.

Aber hinter diesen persönlichen Gegensätzen zwischen dem Glauben Wilhelms an seine und der edleren Menschen theatralische Sendung und Werners Überzeugung von der Schönheit und Bedeutung seines Lebensberufes erheben sich Konflikte von allgemeinerer Bedeutung,

mehr angedeutet als stark betont von dem Dichter, der das Abstrakte so gern konkret sah, aber darum nicht weniger empfand, der sich treffend geschildert nannte, da man sein Denken als gegenständliches bezeichnete — der Widerstreit zwischen Wirtschaft und Kunst überhaupt, in dem wieder ein tieferer Zwiespalt Ausdruck findet, der nie endende Widerspruch zwischen dem Leib, der ewig den Bedürfnissen der Notwendigkeit genugzutun zwingt und der Seele, die scheinbar bedürfnislos und ohne Hemmung sich in den freien Äther erhebt.

Und nun zieht Wilhelm hinaus, Schulden einzukassieren und zugleich, nicht ganz gegen seinen Willen, sich vorzubereiten für seine spätere Tätigkeit in dem Geschäft, dem Werner immer höhere Ziele steckt; aber auch mit dem noch stärkeren Verlangen, wenigstens als Zuschauer die alten Wonnen des Schauspieles zu genießen. Das letzte Buch zeigt ihn als Schauspieler, noch nicht völlig, aber doch beinahe entschlossen, es zu bleiben. Wie Umstände und Zufälle, innerer Trieb und äußere Verkettung dies zustande brachten, erzählt der Dichter in breit ausgeführten farbenreichen Bildern im dritten bis letzten Buch, deren äußerer Umfang mit dem Wesen dieser Erzählung künstlerisch wohl harmoniert.

Ein Hinweis nur sei zum Schlusse erlaubt auf des Dichters eigenes Schicksal, das ihn schwanken ließ zwischen praktischer, beruflicher, oft eintöniger Tätigkeit und einem Leben in der Kunst.

Während aber Wilhelm als Schauspieler, vielleicht später noch als Theaterdirektor endet, bleibt Goethe Minister. Doch wie er nicht aufging in diesem Berufe, so hatte er auch Wilhelms Idealen nicht ganz entsagt. Nicht nur pflückte er immer wieder vom Baume des Lebens reife Früchte der Dichtung — auch die alte

eigentliche Theaterleidenschaft kehrte verjüngt und vertieft wieder; als Dichter, als Theaterleiter, als Freund hegte er diese seine früheste und vielleicht stärkste Leidenschaft. Nicht umsonst ist eines seiner ergreifendsten Gedichte ein Nachruf auf eine jung verstorbene Schauspielerin; es ist, als ob in Euphrosyne in reinerer, verklärter Gestalt Mariane wieder auflebte; und wie hätte er ohne alles, was er selbst von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung erlebt und gesagt, jene Verse aussprechen mögen, in denen sein erhaben-strenger Gesang an Schiller sich aufschwingt:

> Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
> Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Vom Jahrmarktsspiel und dem Puppentheater der Großmutter, deren Gestalt er im ersten Buch mit so viel Liebe festgebannt, bis zu den letzten Maskenzügen, die der nimmermüde Greis ersann, zieht sich eine theatralische Sendung durch des Dichters Leben, nicht sein ganzes Wesen erfüllend und bezeichnend, aber doch eine nie ganz versiegende geheime Quelle, die seiner bilder- und farbenfrohen Seele Nahrung gab.

Doch genug von den Eindrücken und Vorstellungen, die vor allem das erste und zweite Buch in uns wachriefen. Jede weitere Betrachtung der noch folgenden vier Bücher sei unterlassen; schon darum, weil hier der breite Fluß der Erzählung nur den Leser dahintragen kann; bloß soviel sei gesagt, daß ähnlich wie das erste und zweite auch das vierte Buch am meisten Neues bietet, während das dritte und namentlich die beiden letzten sich viel näher an das bereits Bekannte anschließen.

Eines steht heute schon fest: indem mit der Wiederentdeckung von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung der Ring der jahrzehntelangen Arbeit Goethes am

Wilhelm Meister für uns sich schließt, überblicken wir nicht nur das Werden der ersten Hälfte der Lehrjahre von nun an, sondern, was weit bedeutungsvoller: ein neues Werk Goethes ist uns geschenkt, so dürfen wir zusammenfassend wohl sagen. Neben dem Urfaust und dem Werther wird künftig auch Wilhelm Meisters theatralische Sendung von jenem zeugungskräftigsten Lebensabschnitt Goethes künden, der durch seine Fahrt nach Italien begrenzt wird.

In allen dreien eine aufquellende Flut von Gefühlen und Gedanken, gefaßt in das Gefäß einer Sprache, in der derb zugreifende, treffsichere Volkstümlichkeit mit dem eigensten Klange der schöpferischen Persönlichkeit sich zu einem auch von Goethe selbst weder vorher noch später je erreichten Gebilde zusammenschließt.

Wie jene ist es ein Bekenntnis und doch wieder mehr und ein Anderes. Und wie in allen großen Schöpfungen des Dichters erleben wir auch hier einen breiten Ausschnitt aus der Fülle menschlichen Daseins unter der Führung dessen, der mit Faust von sich sagen durfte:

> Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
> Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Möge auch dieses Werk des herrlich Begabten beglückend und befruchtend seinen Gang durch die Welt antreten.

* * *

Über die Abfassungszeit der einzelnen Bücher, die wohl nur wenigen völlig gegenwärtig sein dürfte, folgen hier zunächst einige Angaben (das Material findet sich wiederum bei Graef). Die älteste Mitteilung über das erste Buch stammt vom 16. Februar 1777: „In Garten, diktiert an ‚Wilhelm Meister'." Die Arbeit Goethes am

Meister reicht aber zweifellos noch weiter zurück. Vollendet wurde das erste Buch am 2. Januar 1778. Die Arbeit am zweiten Buche setzte gleich darauf ein (vgl. Graef Nr. 1136 u. f.); aber zum Abschluß gelangte das zweite Buch erst um den August 1782 (am 29. abends heißt es: „das zweite Buch ‚Wilhelm Meister's' ist balde fertig"; am 18. Oktober: „das dritte Buch ruckt zu"). Im gleichen Jahre noch, am 12. November 1782, wird das dritte Buch „glücklich beschlossen"; genau ein Jahr später das vierte; das fünfte Buch am 16. Oktober 1784, und endlich das sechste und letzte vollendete der theatralischen Sendung am 11. November 1785.

Von den zahlreichen Äußerungen Goethes über Wilhelm Meisters theatralische Sendung führen wir, zur Einführung in die unten folgenden Proben und überhaupt zur Orientierung, außer den bereits erwähnten Stellen noch einige an. An Merck schreibt er am 5. August 1778, nach der Vollendung des ersten Buches, er sei bereit, „das ganze Theaterwesen in einem Roman . . . vorzutragen". Von Knebel, dem er das erste Buch zugesandt, wünscht er zu hören, „ob diese Introduzione würdige Erwartungen erregt" (1778), und schreibt — zweifellos namentlich im Hinblick auf das zweite Buch — im gleichen Jahre an Merck: „Neuerdings, Bruder, hab' ich überhaupt über allerlei Kunst schöne Aufschlüsse, die ich Dir möcht' in allerlei Werklein sehn lassen". Auf das zweite Buch beziehen sich sicher auch die Worte an Frau von Stein (10. August 1782): „Heute früh habe ich das Kapitel im ‚Wilhelm' geendigt, wovon ich Dir den Anfang diktierte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe". Später

ist etwa von der „Sorge“ die Rede, die ihm das Werk mache (11. November 1785 zweimal, vom sechsten Buch); eine wichtige Einsicht gewinnen wir aus dem Brief an Frau von Stein vom 14. Juni 1784: „An ‚Wilhelm‘ habe ich hier und da eingeschaltet und am Stile gekünstelt, daß er recht natürlich werde“.

Was ihn an dem Werke noch nicht befriedigte, erklärte sich aus dessen Entstehungsgeschichte, nicht zu vergessen natürlich, daß eine große Schöpfung die Absicht ihres Gestalters selten restlos wiedergibt — so schreibt er an Knebel, am 3. Juli 1783, von den drei ersten Büchern: „Was Du daran lobst, habe ich wenigstens zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß daran, diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen“. Auch das vierte Buch nahm Knebel gut auf. Goethe dankt ihm dafür und sagt weiter (27. Dezember 1783): „Ich fahre nun fort, und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und alles schärfer und fühlbarer an einander rucken kann.“

Ehe wir mit dem Abdruck größerer Proben beginnen, geben wir noch einige Einzelheiten.

Der Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ findet sich vor dem dritten und fünften Buche der Handschrift.

Der Schluß des sechsten Buches (fast gleich Lehrjahre V 3 zu Ende) lautet:

„Seine Gedanken schweiften hin und wieder, und auf einmal erfüllte der Waldplatz wieder seine Ein=

bildungskraft. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm, stieg ab, ihr menschenfreundliches Bemühen hieß sie gehen und kommen, sie stand, das Kleid fiel von ihren Schultern, und deckte den Verwundeten; ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzte wieder auf und verschwand."

Die eingelegten Gedichte finden wir mit einer Ausnahme alle wieder: „Heiß' mich nicht reden" III 12 (Lehrjahre V Schluß); „Ich armer Teufel" V 8 (= L. III 9); „Kennst du das Land" IV 1 (= L. III 1); „Nur wer die Sehnsucht kennt" VI 7 (= L. IV 11); „Was hör' ich draußen vor dem Tor" IV 12 (= L. II 11); „Wer nie sein Brod mit Tränen aß" IV 13 (= L. II 13); „Wer sich der Einsamkeit ergiebt" IV 13 (= L. II 13). Über Lesarten machen wir hier keine Angaben; nur die erste Strophe des Mignonliedes drucken wir am Schlusse ab.

Nicht notwendig, aber von Interesse mag auch die Mitteilung des einzigen bisher bekannten Zitates aus W. Meisters theatralischer Sendung sein, das in der Weimarer Ausgabe Bd. 21 S. 329/330 veröffentlicht wurde. Nach der Handschrift der Frau Schultheß lautet die Stelle (IV 13 = Lehrj. II 11): „Haben sie bemerkt, wie richtig der dramatische Ausdruck seiner Romanzen war? Gewiß es lebte mehr Darstellung in seinem Gesange als in unsern Personen auf der Bühne. Man sollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und diesen dichterischen Erzählungen eine sinnliche Gegenwart zuschreiben."

Über die Grundsätze, nach denen die folgenden Proben von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung hier abgedruckt sind, sei noch bemerkt: die Sprachformen wurden, außer wenigen offenbaren Schreibfehlern, lautlich

genau wiedergegeben, im übrigen für Rechtschreibung und Satzzeichen ein Mittelweg befolgt. Auf die Lesung wurde selbstverständlich alle Sorgfalt verwendet und kundiger Rat eingeholt; aber gerade bei Buchstaben wie r, n, m, e steht vielleicht noch nicht alles fest. Beigefügt sei noch, daß dort, wo wir den Abdruck der Theatralischen Sendung unterbrechen, um auf die in den Lehrjahren enthaltene Fortsetzung zu verweisen, damit durchaus nicht überall eine wortwörtliche Übereinstimmung gemeint sein soll. Um den Gesamteindruck der Kapitel 2 bis 4 nicht zu beeinträchtigen, geben wir sie vollständig nach der alten Fassung, auch wenn größere Partien sich in den Lehrjahren bereits finden. Weiterhin werden im wesentlichen nur die für uns neuen Teile des ersten Buches der Theatralischen Sendung abgedruckt; das gleiche gilt für das zweite Buch, sowie für die wenigen Proben aus den späteren Büchern.



Aus Wilhelm Meisters theatralischer Sendung.

Erstes Buch.

1. Kapitel.

Es war einige Tage vor dem Christabend 174—, als Benedikt Meister, Burger und Handelsmann zu M—, einer mittlerern Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzgen abends gegen achte nach Hause gieng. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarokpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte, die ihm seine Frau eben nicht zum Paradiese machte. Es ware noch Zeit bis zum Nachtessen, und so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deswegen er lieber nicht ehe zu Tische kam, als wenn die Suppe schon etwas überkocht hatte.

Er gieng langsam, und dachte so dem Burgermeisteramte nach, das er das letzte Jahr geführt hatte, und dem Handel, und den kleinen Vorteilen, als er eben im Vorbeigehen seiner Mutter Fenster sehr emsig erleuchtet sah. Das alte Weib lebte, nachdem sie ihren Sohn ausgestattet, und ihme ihre Handlung übergeben hatte, in einem kleinen Häusgen zurückgezogen, wo sie nun vor sich allein mit einer Magd bei ihren reichlichen Renten sich wohl befand, ihren Kindern und Enkeln mitunter was zu gute tat, ihnen aber das Beste bis nach ihrem Tode aufhub, wo sie hoffte, daß sie gescheuter sein sollten,

als sie bei ihrem Leben nicht hatte sehen können. Meister war durch einen geheimen Zug nach dem Hause geführt, da ihm, als er angepocht hatte, die Magd hastig und geheimnisvoll die Türe öffnete, und ihn zur Treppe hinauf begleitete. Er fand, als er zur Stubentüre hinein trat, seine Mutter an einem großen Tische mit Wegräumen und Zudecken beschäftigt, die ihm auf seinen Guten Abend mit einem: „Du kommst mir nicht ganz gelegen" antwortete; „weil du nun einmal da bist, so magst dus wissen, da sieh, was ich zurecht mache", sagte sie, und hob die Servietten auf, die übers Bett geschlagen waren, und tat zugleich einen Pelzmantel weg, den sie in der Eile übern Tisch gebreitet hatte, da nun denn der Mann eine Anzahl spannenlanger, artig gekleideter Puppen erblickte, die in schöner Ordnung, die beweglichen Drähte an den Köpfen befestigt, neben einander lagen, und nur den Geist zu erwarten schienen, der sie aus ihrer Untätigkeit regen sollte. — „Was giebt denn das, Mutter?" sagte Meister. — „Einen heiligen Christ vor deine Kinder!" antwortete die Alte; „wenns ihnen so viel Spaß macht, als mir eh ich sie fertig kriegte, soll mirs lieb sein." Er besahs eine Zeitlang, wie es schien, sorgfältig, um ihr nicht gleich den Verdruß zu machen, als hielte er ihre Arbeit vergeblich. — „Liebe Mutter," sagte er endlich, „Kinder sind Kinder, sie macht sich zu viel zu schaffen, und am Ende seh ich nicht, was es nutzen soll." — „Sei nur stille," sagte die Alte, indem sie die Kleider der Puppen, die sich etwas verschoben hatten, zurecht rückte, „laß es nur gut sein, sie werden eine rechte Freude haben, es ist so hergebracht bei mir und das weißt Du auch, und ich lasse nicht davon; wie ihr klein, wart[1]) immer drin vergakelt, und trugt euch mit euern

[1]) Wahrscheinlich ist „ihr" zu ergänzen.

Spiel- und Naschsachen herum die ganze Feiertage. Euere Kinder sollens nun auch so wohl haben, ich bin Großmutter und weiß, was ich zu tun habe." — „Ich will ihrs nicht verderben," sagte Meister, „ich denke nur, was soll den Kindern, daß mans ihnen heut oder morgen giebt; wenn sie was brauchen, so geb ichs ihnen, was brauchts da heiliger Christ zu. Da sind Leute, die lassen ihre Kinder verlumpen und sparens bis auf den Tag." — „Benedikt," sagte die Alte, „ich habe ihnen Puppen geputzt, und habe ihnen eine Comödie zurechte gemacht, Kinder müssen Comödien haben und Puppen. Es war euch auch in eurer Jugend so, ihr habt mich um manchen Batzen gebracht, um den Doktor Faust und das Mohrenballet zu sehen, ich weiß nun nicht, was ihr mit euern Kindern wollt und warum ihnen nicht so gut werden soll wie euch."

„Wer ist denn das?" sagte Meister, indem er eine Puppe aufhub. — „Verwirrt mir die Drähte nicht," sagte die Alte, „es ist mehr Mühe als ihr denkt, bis mans so zusammen kriegt. Seht nur, das da ist König Saul. Ihr müßt nicht denken, daß ich was umsonst ausgebe; was Läppgen sind, die hab ich all in meinem Kasten, und das bisgen falsch Silber und Gold, das drauf ist, das kann ich wohl dran wenden." — „Die Püppgen sind recht hübsch," sagte Meister. „Das denk ich," lächelte die Alte, „und kosten doch nicht viel. Der alte lahme Bildhauer Murks, der mir Interesse schuldig ist von seinem Häusgen so lang, hat mir Hände, Füße und Gesichter ausschneiden müssen, kein Geld krieg ich doch nicht von ihm, und vertreiben kann ich ihn nicht, er sitzt schon seit meinem seligen Mann her, und hat immer richtig eingehalten, bis zu seiner zwoten unglücklichen Heurat." — „Dieser in schwarzen (so) Samt und der goldenen Krone, das

ist Saul?" fragte Meister, „wer sind denn die andern?" — „Das solltest du so sehen," sagte die Mutter. „Das hier ist Jonathan, der hat Gelb und Rot, weil er jung ist, und flatterig und hat einen Turban auf. Der oben ist Samuel, der hat mir am meisten Mühe gemacht mit dem Brustschildgen. Sieh den Leibrock, das ist ein schieler Taft[1]), den ich auch noch als Jungfer getragen habe." „Gute Nacht," sagte Meister, „es schlägt just achte." — „Sieh nur noch den David," sagte die Alte. „Ah der ist schön, der ist ganz geschnitzt und hat rote Haare, sieh wie klein er ist, und hübsch." — „Wo ist denn nun der Goliath," sagte Meister, „der wird doch nun auch kommen." — „Der ist noch nicht fertig," sagte die Alte. „Das muß ein Meisterstück werden. Wenns nur erst Alles fertig ist. Das Theater macht mir der Konstabler-Lieutenant fertig, mit seinem Bruder; und hinten zum Tanz, da sind Schäfer und Schäferinnen, Mohren und Mohrinnen, Zwerge und Zwerginnen, es wird recht hübsch werden! Laß es nur gut sein, und sag zu Hause nichts davon, und mach nur, daß dein Wilhelm nicht hergelaufen kommt, der wird eine rechte Freude haben, denn ich denks noch, wie ich ihn die letzte Messe ins Puppenspiel schickte, was er mir Alles erzählt hat, und wie ers begriffen hat." — „Sie giebt sich zu viel Mühe," sagte Meister, indem er nach der Türe griff. — „Wenn man sich um der Kinder willen keine Mühe gäbe, wie wärt ihr groß geworden?" sagte die Großmutter.

Die Magd nahm ein Licht und führt' ihn hinunter.

2. Kapitel.

Der Christabend nahte heran in seiner vollen Feierlichkeit. Die Kinder liefen den ganzen Tag herum und

[1]) = Schillertaft.

standen am Fenster, in ängstlicher Erwartung, daß es nicht Nacht werden wollte. Endlich rief man sie und sie traten in die Stube, wo jedem sein wohlerleuchtetes Anteil zu höchstem Erstaunen angewiesen ward. Jeder hatte von dem seinigen Besitz genommen, und war nach einem Zeitlang Angaffen im Begriff, es in eine Ecke und in seine Gewahrsam zu bringen, als ein unerwartetes Schauspiel sich vor ihren Augen auftät. Eine Tür, die aus einem Nebenzimmer hereingieng, öffnete sich, allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt; ein grüner Teppich, der über einem Tisch herabhieng, bedeckte fest angeschlossen den untern Teil der Öffnung; von da auf baute sich ein Portal in die Höhe, das mit einem mystischen Vorhang verschlossen war, und was von da auf die Türe noch zu hoch sein mogte, bedeckte ein Stück dunkelgrünes Zeug, und beschloß das Ganze. Erst standen sie Alle von fern, und wie ihre Neugierde größer wurde, um zu sehen, was Blinkendes[1]) hinter dem Vorhang verbergen mögte, wies man jedem sein Stühlgen an, und gebot ihnen freundlich in Geduld zu erwarten. Wilhelm war der Einzige, der in ehrerbietiger Entfernung stehen blieb, und sichs zwei dreimal von seiner Großmutter sagen ließ, bis er auch sein Plätzgen einnahm. So saß nun Alles und war still, und mit dem Pfiff rollte der Vorhang in die Höhe und zeigte eine hochrot gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan und ihre wechselnde Stimmen vergeisterten ganz ihre kleine Zuschauer. Endlich trat Saul auf in großer Verlegenheit über die Impertinenz, womit der schwerlötige Kerl ihn und die Seinigen ausgefodert hatte — wie wohl

[1]) Zu ergänzen „sich".

wards da unserm Wilhelm, der alle Worte abpaßte und bei Allem zugegen war, als der zwerggestaltete, raupigte Sohn Isai mit seinem Schäferstab und Hirtentasche und Schleuder hervortrat und sprach: „Großmächtigster König und Herr Herr! Es entfalle keinem der Mut um dessentwillen; wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten."

Dieser Aktus endigte sich. Die übrigen Kleinen waren alle vergakelt, Wilhelm allein erwartete das Folgende, und sann drauf, er war unruhig den großen Riesen zu sehen, und wie Alles ablaufen würde.

Der Vorhang gieng wieder auf. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde. Der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie denn nachher die Jungfrauen sungen: Saul hat tausend geschlagen, David aber zehentausend, und der Kopf des Riesen vor dem kleinen Überwinder hergetragen wurde, und er davor die schöne Königstochter zur Gemahlin kriegte, verdroß es Wilhelmen doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergenmäßig gebildet wäre. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte die liebe Großmutter nichts verfehlt, um beide recht charakteristisch zu machen. Die dumpfe Aufmerksamkeit der übrigen Geschwister dauerte ununterbrochen fort, Wilhelm aber geriet in eine Nachdenklichkeit, darüber er das Ballet von Mohren und Mohrinnen, Schäfern und Schäferinnen, Zwergen und Zwerginnen nur wie im Schatten vor sich hingaukeln sah. Der Vorhang fiel zu, die Türe schloß sich und die ganze kleine Gesellschaft war wie betrunken

taumelnd und begierig ins Bett zu kommen; nur Wilhelm, der aus Gesellschaft mit mußte, lag allein, dunkel über das Vergangene nachdenkend, unbefriedigt in seinem Vergnügen, voller Hoffnungen, Drang und Ahndung.

3. Kapitel.

Den andern Tag war eben Alles wieder verschwunden, der mystische Schleier war aufgehoben, man gieng durch diese Türe wieder frei aus einer Stube in die andre, aus der abends vorher so viel Abenteuer geleuchtet hatten. Die übrigen liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, Wilhelm allein schlich hin und her, als wenn er eine verlorne Liebe suchte, als wenn ers fast unmöglich glaubte, daß da nur zwei Türpfosten sein sollten, wo gestern so viel Zauberei gewesen war. Er bat seine Mutter, sie mögte es ihm doch wieder spielen lassen, von der er eine harte Antwort bekam, weil sie keine Freude an dem Spasse, den die Großmutter ihren Enkeln machte, haben konnte, da dieses ihr einen Vorwurf ihrer Unmütterlichkeit zu machen schien. Es ist mir leid, daß ich es sagen muß, indeß ist es wahr, daß diese Frau, die von ihrem Manne fünf Kinder hatte, zwei Söhne und drei Töchter, wovon Wilhelm der älteste war, noch in ihren ältern Jahren eine Leidenschaft für einen abgeschmackten Menschen kriegte, die ihr Mann gewahr wurde, nicht ausstehen konnte, und worüber Nachlässigkeit, Verdruß und Hader sich in den Haushalt einschlich; daß, wäre der Mann nicht ein redlicher treuer Bürger, und seine Mutter eine gutdenkende billige Frau gewesen, schimpflicher Ehe- und Scheidungsprozeß die Familie entehrt hätte. Die armen Kinder waren am übelsten dran; denn, wie sonst so ein hülfloses Geschöpf, wenn der Vater unfreundlich ist, sich

zu der Mutter flüchtet, so kamen sie hier von der andern Seite doppelt übel an; denn die Mutter hatte in ihrer Unbefriedigung meistens auch üble Launen, und wenn sie die nicht hatte, so schimpfte sie doch wenigstens auf den Alten, und freute sich, eine Gelegenheit zu finden, wo sie seine Härte, seine Rauhigkeit, sein übles Betragen heraussetzen konnte. Wilhelmen schmerzte das etlichemal, er verlangte nur Schutz gegen seinen Vater, und Trost, wenn er ihm übel begegnet war; aber daß man ihn verkleinerte, konnte er nicht leiden, daß man seine Klagen als Zeugnisse gegen einen Mann mißdeutete, den er im Grunde des Herzens recht lieb hatte. Er kriegte dadurch eine Entfremdung gegen seine Mutter, und war daher recht übel dran, weil sein Vater auch ein harter Mann war; daß ihm also nichts übrig bliebe, als sich in sich selbst zu verkriechen, ein Schicksal, das bei Kindern und Alten von großen Folgen ist.

4. Kapitel.

Wilhelm hatte in seiner Kindlichkeit eine Zeitlang hin gelebt, manchmal an jenen glücklichen Weihnachtsabend überhin gedacht, immer gerne Bilder gesehen, Feen- und Heldengeschichte gelesen, als die Großmutter, die doch auch so viel Mühe nicht umsonst wollte gehabt haben, bei dem langüberlegten Besuch einiger Nachbarskinder veranlassete, daß das Puppenspiel wieder aufgeschlagen und wiedergeben (so) wurde.

Hatte Wilhelm das erstemal die Freude der Überraschung und des Staunens, so hatte er zum zweiten die Wollust des Aufmerkens und Forschens. Wie das zuginge, war itzo sein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, das hatte er sich das erste Mal schon gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, darüber

ließ er sich nicht vexieren; aber warum das Alles doch so hübsch war, und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, warum man so gerne zusah, und wo die Lichter und die Leute sein mögten, das war ihm ein Rätsel, das ihn um desto mehr beunruhigte, je mehr er wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich seine Hände verdeckt im Spiel zu haben, und als Zuschauer eben die Freude zu genießen, die er und die übrige Kinder empfingen. Das Stück war bald zu Ende und wieder am Tanz, als er sich listig der Hülle zu nähern suchte. Kaum war der Vorhang gefallen, man war unaufmerksam, und er hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt seie; so hub er den untern Teppich auf und guckte zwischen den Tischbeinen weg. Eine Magd bemerkte es haußen und zog ihn zurück, allein er hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath, Mohren und Zwerge in einen Schiebkasten packte, und das war seiner halb befriedigten Neugierde frische Nahrung. So wie in gewissen Zeiten die Kinder auf den Unterschied der Geschlechter aufmerksam werden, und ihren Blick durch die Hüllen, die diese Geheimnisse verbergen, gar wunderbare Bewegungen in ihrer Natur hervorbringen[1]), so wars Wilhelmen mit dieser Entdeckung; er war ruhiger und unruhiger als vorher, däuchte sich, daß er was erfahren hätte, und spürte eben daran, daß er gar nichts wüßte.

5. Kapitel.

„Die Kinder haben“ usf. = Lehrjahre I 5 bis „habe behalten können“. Von Abweichungen nennen wir: statt „und selbst der wunderliche Geruch“ bis „Wirkung“:

---

[1]) Der Satz scheint unvollständig zu sein; oder ist „ihre Blicke“ zu lesen?

„und selbst der unangenehme Geruch von so mancherlei Ausdünstungen durcheinander, als da sind: Seife, Licht, Zitronen, und mancherlei alte und neue Büchsen hatte so eine leckere Wirkung“. Nach „Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und Goliath“: spielte beide wechselsweise vor sich allein, und ich kann im Vorbeigehen nicht unbemerkt lassen, was vor einen magischen Eindruck Böden, Ställe und heimliche Gemächer auf die Kinder zu machen pflegen, wo sie von dem Druck ihrer Lehrer befreit sich fast ganz allein selbst genießen, eine Empfindung, die sich in spätern Jahren langsam verliert und manchmal wiederkehrt, wenn die Orte unsaubrer Notwendigkeit eine geheime Kanzlei für unglücklich Liebende abgeben müssen. An solchen Orten und unter solchen Umständen studierte Wilhelm das Stück ganz in sich hinein usw.

6. Kapitel.

An einem Abend, als die Großmutter ihren Wilhelm zu sich berufen hatte, und er in großer Stille bei ihr saß, und aus Karten sich mancherlei Gestalten zusammenformte, stellte er endlich auch einen Goliath und David auf, und ließ sie gegeneinander gar trefflich perorieren, da denn am Ende Goliath einen derben Stoß bekam, daß die wächsernen Füße von dem Tische sich lösten und er in seiner Länge da lag. Sein Kopf wurde sogleich vom Rumpfe gesondert, der kleinen Heuschrecke auf einer Stecknadel mit wächsernem Griff in die Hand gegeben, und so weiter ein Dankpsalm angestimmt. Die Alte saß ganz verzaubert, hörte ihrem Enkel mit Erstaunen zu, und wie er fertig war, gings an ein Loben und Fragen, woher er diese Geschicklichkeit habe. Er hatte zwar eine

ziemliche Gabe zu lügen[1]), aber dabei ein reines Gefühl, wo er nicht zu lügen[1]) nötig habe. Er gestund seiner guten Großmutter, daß er im Besitz des Büchelgens sei, bat sie aber inständig, ihn dabei zu schützen und ihn nicht zu verraten, weil ers gewiß nicht verderben noch verlieren wollte. Die Alte versprachs ihm, und mit dem mündlichen Versprechen tat sie ihm und eigentlich sich selbst noch eins, daß sie den Vater dahin bewegen wolle, seinen Sohn vor irgend einer Kinderversammlung in Gesellschaft des Artillerielieutnants das große Drama selbst aufführen zu lassen.

Sie verbot also Wilhelmen, weiter nichts von der Sache zu erwähnen, und machte sich wenige Tage drauf an die Unterhandlung und fand einige Schwierigkeiten. Die vorzüglichste davon war, daß ihr Sohn durch das anhaltende üble Betragen seiner Frau in die unangenehmste Gemütsverfassung versetzt war. Die ganze Sorge des Handels lag auf ihm, und sein Weib, anstatt das zu erkennen und wieder auf eine andere Weise förderlich zu sein, war sie die erste, ihn im Unglück aufzureiben, seine Handlungen zu mißdeuten, seine Fehler zu vergrößern und sein Gutes nicht zu erkennen; das gab bei seiner angebornen bürgerlichen Tätigkeit ein trauriges Mittelgefühl von vergebenen (so) Streben und Arbeiten, wie es die Verdammten in der Hölle haben sollen. Und wenn er seine Kinder nicht gehabt hätte, auf die ein Blick ihm nicht manchmal wieder Mut und Überzeugung, daß er doch für etwas in der Welt arbeite, gegeben hätte, so wäre ihm nicht möglich gewesen, es auszuhalten. In solcher Stimmung verliert der Mensch ganz allen Sinn für die Kinderfreuden, die auch eigentlich zu erfinden

[1]) Die Handschrift „liegen"; oben der Deutlichkeit wegen geändert.

und anzuwenden nicht des Vaters, sondern der Mutter Sache ist, und ist dann diese ein Unhold, so bleibt der armen Familie in ihren seligsten Jahren gar wenig Trost. Dieser Trost war ihnen hier die Großmutter. Sie wußte es denn doch so einzurichten, daß man ein paar Kammern, in denen nichts als Schränke stunden, im dritten Stock, dazu hergab, wo in der einen wieder die Zuschauer sitzen, in der andern die Schauspieler sein, und die Aussicht des Theaters wie gewöhnlich die Öffnung der Türe ausfüllen sollte.

Der Alte hatte der Großmutter das alles zu veranstalten erlaubt; er selbst schien nur durch die Finger zu sehen; denn er hatte den Grundsatz, daß man den Kindern nicht müsse merken lassen, wie lieb man sie habe; sie griffen immer zu weit um sich, man müsse bei ihren Freuden ernst scheinen und sie ihnen manchmal verderben, damit sie nicht in das Übermaß fielen.

7. Kapitel.

Der Artillerielieutenant, der ein Pathe der Großmutter war, ward nunmehr beordert, das Theater aufzuschlagen und das Übrige zu besorgen usf. = Lehrjahre I 6 bis „vorgestellt habe“. Von Abweichungen erwähnen wir: „affektiert und steif perorierte, wenn man bei Wilhelmen eine gute, treue, mutige Seele in den Hauptstellen durchsah“.

8. Kapitel.

= Lehrjahre I 6 von „Nun blieb“ usf. bis „zerstört hatte“. Der Anfang hier: „Gnug, das Theater blieb aufgeschlagen, und da es nun die hübsche Frühlingszeit war“. — Nach „aufgeführt werden konnte“:

Die Großmutter hütete aus Alter und Schwächlichkeit das Bette, niemand im Haus gab weiter Achtung

drauf, so daß in kurzer Zeit das Theater in große Unordnung geriet. Wilhelm überließ sich seiner Phantasie.

9. Kapitel.

=Lehrjahre I 7 bis zum Schluß. Der Anfang hier: „Die übrige Zerstreuungen der Jugend, da seine Gespanschaft sich zu vermehren anfing." An Einzelheiten seien genannt: „davon er Koppens Übersetzung in die Hände gekriegt hatte, schlug den Zapfen aus dem Fasse"; „taten mehr Wirkung auf den keimenden Geist der Liebe, der sich im Knaben zu entwickeln anfieng"; statt „Grillen": „Frösche".

10. Kapitel.

Wilhelm kam nunmehr in die Jahre, wo die körperliche Kräfte sich meist zu entwickeln anfangen und wo man oft nicht begreifen kann, warum ein witziges und munteres Kind zusehens dumpf und unbetulich wird. Er las nunmehro viel und fand in Komödien immer seine beste Befriedigung, und was er von Romanen las, konnte er nicht umhin, in seinem Sinne zu Schauspielen umzubilden. Er war in dem Wahn, daß alles usf. =Lehrjahre I 8 am Anfang.

Dann statt: „mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten": und oft in kindischem Trotz und Schadenfreude ein und andre Stellen verdarben oder verderben machten. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich immer Wilhelms Direktorialqualität in ihrem Glanze; denn wenn er in den Proben dergleichen Zwiste in Güte beizulegen suchte, nachgiebig war und über manches ein Auge zutat, wenn sie nur sonst sich Mühe gaben und ihre Rollen wohl auswendig wußten, so verstund er doch am Tage der Ausführung keinen Spaß, und sobald er in Halbstiefeln, in königlichem Mantel und Diadem

hinter dem Vorhang stund, durfte nichts Profanes und Läppisches vorfallen, und wehe dem, der ihm etwa in einer neronischen Stimmung die Quere kam, der wurde gewiß mit so einem gräßlichen Blick, mit so viel Würde des Arms und Festigkeit der Stimme in seine Schuldigkeit zurückgeschröckt, daß für diesmal wenigstens Ruhe ward.

Je mehr und wichtigere Stücke sie spielten, je weiter sich ihre Gesellschaft ausbreitete, desto schwerer ward Wilhelm das Amt eines Direktors, das er als Stifter mit dem besten Willen Aller hergebracht hatte. Wenn ein Stück vorgeschlagen und ausgesucht war, gabs manchen Verdruß, bis sie sich in die Rollen teilten; jeder machte an die ersten, an die Liebhaber[1]) und glänzenden Anspruch, daß Wilhelm, dems nur drum zu tun war, daß ein Stück gespielt wurde, oft selbst zurücktrat, und großmütig eine geringere nahm, nur daß er sich nicht entschließen konnte, den Vertrauten zu spielen. Wenn nun überdies gar eins und das andere in den Proben verdrießlich ward, und etwa aus abgeschmacktem Trutz kurz vor dem bestimmten Tage der Aufführung seine Rolle absagte, da hatte er nun freilich alle Gelegenheit, seine Geduld[2]), seine Nachgiebigkeit, seine Überredensgabe zu üben. Es ging denn doch. Sein Eifer, seine Unverdrossenheit, seine Liebe zur guten Sache, die durch die leidlichste Eigenliebe genährt wurde, die Treue, womit die Vorzüglichsten von der Gesellschaft an ihn gebunden waren, erleichterten ihm alle Mühe; und wie sollte der nicht seinen Vorsatz zustande bringen, der, sobald davon die Rede war, keine andre Leidenschaft hatte, durch nichts abseits gebracht werden konnte, sondern der auf seinen vorgesetzten Zweck mit der möglichsten

1) Ob mit = ? 2) Die Handschrift „Gedult".

Gradheit und dem besten Mute losging, und die Mitwanderer durch Freundlichkeit und Gutheit auf seinen Pfad lockte.

Ein besonder Schicksal wars, das hierin Wilhelms guten natürlichen Eigenschaften zu Hülfe kam, daß keine von den Mädgen, für die er zeitig genug eine Neigung empfand, mit von der theatralischen Gesellschaft sein konnten; seine Liebe zum Theater blieb ganz rein, und er konnte es ohne Mitwerben ansehen, wenn jeder von den andern seine Prinzessin auf den Thron setzen wollte. Diese Unparteilichkeit mehrte das Zutrauen der Seinigen, und öfters beruhigten sie sich bei seiner Entscheidung, die sie in unzuvergleichenden Fällen anzugehen pflegten.

11. Kapitel.

Das Knabenalter ist, glaub ich, darum weniger liebenswürdig als die Kindheit, weil es ein mittler, halber Zustand ist. Das Kindische klebt ihnen noch an, sie noch am Kindischen; allein sie haben mit der ersten Beschränktheit die liebe volle Behaglichkeit verloren, ihr Sinn steht vorwärts, sie sehen den Jüngling, den Mann vor sich, und weil auch ihr Weg dahin geht, eilt die Einbildung voraus, ihre Wünsche überfliegen ihren Kreis, sie ahmen nach, sie stellen vor, was sie nicht sein können noch sollen. Ebenso ists mit dem innern Zustand ihres Körpers, ebenso mit ihrer Gestalt. Und so wurds auch mit dem Theater unsrer jungen Freunde. Je länger sie spielten, je mehr Mühe sie sich gaben, wie sie nach und nach hie und da etwas aufhaschten, wurd ihr Spiel immer langweiliger, das Drollige ihrer ersten Unbefangenheit fiel weg, wo sie oft die Stücke, ohne es zu wissen, herrlich parodierten; es ward eine steife einbildische Mittelmäßigkeit draus, die um desto fataler war, weil

sie sichs selbst sagen konnten, und oft gar von ihren Zuschauern hörten, daß sie sich um vieles gebessert hätten. Den größten Verderb brachte eine Gesellschaft Comödianten, die zu der Zeit in ihrer Stadt anlangte, unter sie. Die deutsche Bühne war damals in eben der Krise; man warf die Kinderschuhe weg, ehe sie ausgetreten waren, und mußte indeß barfuß laufen. Unter diesen Schauspielern war zwar manches Natürliche und Gute, das unter der Last von Affektation, angenommenen Grimassen und Eigendünkel erstickt; und wie alles Unwahre am leichtesten nachgeahmt werden kann, so wie es am stärksten in die Augen fällt, so hatten ....[1]) Liebhaber gar bald diese Krähen der fremden Federn berupft, um sich selbst damit auszustaffieren. Tritt, Stellung, Ton wurden unmerklich nachgeahmt, und sie machten sich allerseits wohl hinterher eine Ehre draus, wenn jemand ihrer Zuschauer so fein war zu finden, daß sie akkurat wie dieser oder jener Schauspieler anzusehen seien.

12. Kapitel.

Der alte Meister setzte bei zunehmenden Jahren und immer gleichen (so) Verdruß im Haushalt seine einzige Hoffnung auf Wilhelmen, dessen schöne Fähigkeiten ihm mitunter einen heitern Augenblick machten; nur wünschte er, daß der Knabe sie besser anwenden und sich zeitig und ganz dem Handelsgeschäfte widmen mögte. Auch hatte er in verschiedenen Stücken Ursache, mit seinem Sohne zufrieden zu sein. Französisch und Italienisch hatte er bald gelernt, im Lateinischen wußte er seinen Casum zu setzen, die Korrespondenz führte er mit vieler Leichtigkeit, außer daß hie und da, und besonders in den fremden Sprachen, ein theatralischer Ausdruck mit

[1]) Die Handschrift hat „diesere“; zu lesen ist wohl „unsere“.

unterlief. Im Englischen gab er sich auch Mühe, und im Laden war er unverbesserlich. Erstlich hatte er nie Langeweile, weil er an ruhigen Stunden gleich sein Buch oder seine Rolle unter dem Ladentisch hervorholte, zweitens weil er durch seine Leutseligkeit und gutes Betragen viele Leute herbeizog, zur rechten Zeit etwas zuzugeben wußte, und über das unendliche Wählen der Frauenzimmer nie verdrießlich ward, ihnen vielmehr mit gutem Rate beistund, und sie ehrlich abzuhalten suchte, wenn sie endlich für aller Wahl auf das Schlechteste zu fallen pflegten. Die Mädgen, die ihn auf dem Theater gesehen hatten, kamen meistenteils kurz drauf, um sich bei Tage zu überzeugen, wie er aussähe, und kamen meist mit einander darin überein, daß er zwar nicht so schön sei als bei Licht, geschminkt und in der Ferne, ihnen aber doch immer noch ganz wohl gefiel. Denn das ist gewiß, das Theater tingiert den Schauspieler mit einem gewissen Glanz, der auch sogar im gemeinen Leben nicht ganz von ihnen wegschwindet. Ihre Imagination suchte immer das schöne Bild, das ihnen vorschwebte, und wenn sie gleich anfangs unbefriedigt umkehrten, so kamen sie so lange wieder, wozu ihnen die Weitläufigkeit seines Handels erwünschte Gelegenheit gab, bis sie endlich alles zu finden glaubten, oder wohl gar den frischen wahren Burschen dem geschminkten erlogenen Prinzen in der Ferne vorzogen.

Bei allen diesen guten Eigenschaften mangelte es ihm am wahren Geiste des Handelsmanns. Die Liebe zu Zahlen, und besonders die Liebe zu Brüchen, in denen so viel zu stecken pflegt, ging ihm ab, Aufmerksamkeit auf kleine Vorteile, Gefühl von dem hohen Wert des Geldes. Mit großen Schmerzen bemerkte das der Alte

oft, daß sein Sohn nie ein Rechner und vollkommner Wirt werden könne, ob er gleich ziemlich gut rechnen konnte und nichts verschwendete.

Wilhelms Geist war lang über diese niedre Bedürfnisse weg, besonders da ihm in seines Vaters Haus nichts abging, und er war viel zu lebhaft und aufrichtig, als daß nicht manchmal, selbst gegen seinen Vater, die Verachtung des Gewerbes durchgeblickt hätte. Er hielte es für eine drückende Seelenlast, für Pech, das die Flügel seines Geistes verleimte, für Stricke, die den hohen Schwung der Seele fesselten, zu dem er sich von Natur das Wachstum fühlte. Manchmal gabs über irgend eine solche Äußerung Streit zwischen Vater und Sohn, an dessen Ende der Alte meist erzürnt, der Junge bewegt und die Sache dadurch nichts besser ward, indem jede Partei nur ihrer Meinung gewisser zu werden schien, und Wilhelm, der seinen Vater liebte, auch nicht gerne angefahren war, sich mehr in sich selbst verschloß. Sein Gefühl, das wärmer und stärker ward, seine Einbildung, die sich erhöhte, waren unverrückt gegen das Theater gewendet. Und was wunder? In eine Stadt gesperrt, ins bürgerliche Leben gefangen, im Häuslichen gedrückt, ohne Aussicht auf Natur, ohne Freiheit des Herzens! Wie die gemeinen Tage der Woche hinschlichen, mußte er mit unter[1]) hingehn; die alberne Langeweile der Sonn- und Festtage machte ihn nur unruhiger, und was er etwa auf einem Spaziergange von freier Welt sah, ging nie in ihn hinüber; er war zum Besuch in der herrlichen Natur, und sie behandelte ihn als Besuch. Und mit der Fülle von Liebe, von

[1]) So die Handschrift; wohl eher „mitunter". Zur Bedeutung (währenddessen, mit ihnen) vgl. Kapitel 15, 1. Zeile; Seite 48, 4. Zeile v. u.

Freundschaft, von Ahndung großer Taten, wo sollte er damit hin? Mußte nicht die Bühne ein Heilort für ihn werden, da er wie in einer Nuß die Welt, wie in einem Spiegel seine Empfindungen und künftige Taten, die Gestalten seiner Freunde und Brüder, der Helden, und die überblinkende Herrlichkeiten der Natur bei aller Witterung unter Dache bequem anstaunen konnte? Kurz, es wird niemand wundern, daß er wie so viele andere ans Theater gefesselt war, wenn man recht fühlt, wie alles unnatürliche Naturgefühl auf diesen Brennpunkt zusammengebannt ist.

13. Kapitel.

Mancherlei Schicksale zerstreute (so) die Gesellschaft, die sonst zusammen das kleine Theater belebt hatte. Doch Wilhelm blieb die Wurzel davon, die manchmal wieder ausschlug. Es währte nicht lange, so versammelte er eine Anzahl; ein oder ein paar Stücke wurden aufgeführt, bis die gewöhnlichen Theaterzwiste sie wieder zerstreuten. Wilhelm war der glücklichste Werber und Parteimacher; wo er hinging, folgte seine Theaterwelt ihm nach; wo in Gesellschaft Langeweile war, ersuchte man ihn, ein Monolog zu deklamieren, er tats, und der Beifall, den er erhielt, war mit dem heimlichen Wunsche eines jeden verknüpft, es auch so machen zu können. Wenn nun der Vorrat von Monologen all war, mußte eins hintreten und die andere Rolle lesen; das gab Anlaß, Szenen zu zweien auswendig zu lernen; damit wurden mehre interessiert, und das Stück war beisammen.

Je lebendiger das Gefühl Wilhelmens wurde, desto mehr fingen ihm die meisten Stücke an zu mißfallen. Er hatte nun den ungeheuren Plunder teutsch und französischen Theater (so) so durchgelesen, und kam immer mehr

aus denen Jahren, wo man alles Gedruckte verschluckt, wo man an mittelmäßigen Sachen zwar nicht leicht Freude hat, doch aber alles um etwa einiger Stellen, eines rührenden Endes willen passieren läßt. Er suchte sich itzo die heftigsten, höchst zärtlichen oder wütenden Szenen aus, und weil er von malerischer Stellung Vieles gehört hatte, suchte er seine Deklamation mit manchfaltigen Gebärden zu begleiten, die ihm nicht übel gelungen, weil er gut gebaut und von beweglichen Gliedern war, auch von Natur einen edeln Anstand hatte. Doch konnte es nicht fehlen, daß meist der Ausdruck etwas gewaltsam schien und die Zuschauer mehr ängstigte und in Verlegenheit setzte als vergnügte. Dabei muß nicht vergessen werden, daß in müßigen Stunden das Erstechen, tot Niederfallen und verzweiflungsvolle Hinstürzen eifrigst geübt wurde; er brachte es auch wirklich so weit, daß nicht leicht ein Schauspieler die aufsteigende Abwechslung von zweiunddreißig Leidenschaften in einem Monolog stärker ausgeführt hat.

14. Kapitel.

In der gährenden Zeit dieser natürlichen Kunstbemühungen wollte das Schicksal, daß die Liebe ihn mit noch festern Banden ans Theater knüpfte. Bisher waren seine kleine Geschichtgen wie Präludien zu einem großen Musikstücke gewesen, wo man in manchfaltigen Harmonien aus einem Tone in den andern übergeht, ohne eine bestimmte Melodie vorzutragen, und ohne einen andern Zweck zu haben, als das Ohr zu mehr Empfänglichkeit für das Folgende vorzubereiten, und den Zuhörer unvermerkt[1]) an die Pforte zu führen, wo sich

[1]) Hier hat die Handschrift irrtümlich noch die Worte: „für das Folgende vorzubereiten und den Zuhörer unvermerkt".

ihm die ganze Herrlichkeit auf einmal offenbaren soll. Den meisten Menschen gehts so in der Liebe, und wen das Schicksal lieb hat, den leitets so zu Glück und Unglück.

Wilhelm, der das Schauspiel, das etlichemal des Jahrs in ihre Stadt kam, so oft besuchte, als es mit leidlichem Verdruß zu Hause angehen konnte, hatte sich unter allen Spielenden ein Mädgen gemerkt, die ihm ofters (so) aufgefallen war, weil sie vor den übrigen etwas in ihrem Ton hatte, das manchmal ans Herz ging, besonders, wenn sie klagte oder etwas drollig Gutherziges sagte. Sie gefiel ihm nicht immer, und wenn sie es oft nicht leiden konnte[1], warf er die Schuld auf die Rollen; und das feine Gesichtgen und die volle Brust redeten ihr wieder mächtig das Wort; er beneidete jeden Bedienten, der im Stück frei mit ihr tun durfte. Die Übrigen machtens ihm selten recht. Um ihrentwillen schienen die Stücke aufgeführt zu werden, und er verglich den einem Gott, der seine Arme um sie werfen und bei einer fröhlichen Wiedererkennung sie als Bruder oder Gatte an sich drücken durfte. Ja es ging so weit, daß, wenn sie halbweg in ein Stück verflochten war, daß er, der sonst eine Vorstellung mit Kunst- und Kenneraugen ansah, in die wahr kindliche Täuschung aufgehoben ward, und manchmal wie aus einem Traum auffuhr, wenn ein langweiliger Akt oder eine von andern schlecht vorgetragne Szene ihn sehr unsanft fallen ließ.

So ging es eine Weile fort, ohne daß er mit ihr bekannt wurde; seine bürgerliche Schüchternheit hielt ihn ab, wenn er auch aufs Theater kam, sich ihr zu nähern, und so oft er sie wieder sah, schien sich eine

[1]) Der Satz ist so nicht verständlich; es ist wohl zu lesen: „er sie“.

neue Ader in ihm zu bewegen; er machte gewiß immer einen schiefen Bückling, wenn er hinter den Theaterwänden nicht weit von ihr zu stehen kam, oder stieß irgendwo an, oder verbrannte ehrerbietig ausweichend seinen Rock. Sie sah ihn auch etlichemal mit so einem bedeutenden Blick an, daß er glauben mußte, sie bemerke ihn, und es tat ihm äußerst wohl, ob sie gleich nicht im geringsten auf ihn Acht hatte. Denn auf dem Theater und in der großen Welt gewöhnt man sich, die Augen bedeutungsvoll auf Gegenstände zu richten, von denen man oft gar keine Notiz nimmt, und einer Frau besonders, die aus der Erfahrung hat, daß ihre Augen manichfaltig wirken, aufreizen, lebendig machen, wirds mechanisch, mit den Leuten Katzenmäusges zu spielen, ohne sie zu bemerken.

15. Kapitel.

Unter dieser Zeit hatte Wilhelm abends in einem Gasthause, wo er Fremde auf ein Glas Wein traktierte, Bekanntschaft mit zwei Schauspielern gemacht. Sie fanden ihn so wohl vom Theater unterrichtet, so einen guten Begriff von der Kunst des Schauspielers, daß sie an ihm den rechten Mann zu finden glaubten, dem sie ihre Meisterschaft in verschiednen Rollen mit Ehren vortragen könnten. Sie luden ihn daher auf nächstens zu sich, wo sie ihm verschiedenes zu deklamieren versprachen; schwer verbarg er seine Freude, als sie ihm beiher sagten, Madame B. würde auch wohl von der Gesellschaft sein. — Ich nenne sie hier Madame und erinnere mich, sie vorher als Mädgen eingeführt zu haben. Um alles Mißverständnis aufzuheben, will ich gleich hier entdecken, daß sie eine Gewissensheurat mit einem Menschen ohne Gewissen eingegangen war; er

verließ kurz drauf die Gesellschaft, und sie war, bis auf weniges, wieder Mädgen wie vorher; den Namen, den sie einmal hatte, behielt sie und galt wechselsweise für Jungfrau, Frau und Witwe. Wilhelmen war dran gelegen, sie für das letzte zu halten, und er fand wirklich die stärksten Gründe auf dieser Seite.

Verlegenheit und Herzklopfen, als er sie sah, machten ihn lebhafter und angenehmer; er war sehr gefällig gegen sie, und das würde sie auch ohne seine sonst gute äußerliche Eigenschaften aufmerksam auf ihn gemacht haben. Man fing damit an, was nächstens sollte gespielt werden, sprach von einem Stücken (so), vom deutschen Theater, daß wirs dem französischen bald gleich täten, daß es Sünde sei, nur übersetzte Stücke drauf zu spielen, daß große Herren anfingen, sich seiner anzunehmen, und vom Stande der Schauspieler, daß er täglich ehrbarer und geehrter werde. In Ausführung dieses letzten übertraf Wilhelm sie alle. „Es ist ein unerhörtes Vorurteil," rief er aus, „daß die Menschen einen Stand schänden, den sie um so vieler Ursachen zu ehren hätten. Wenn der Prediger, der die Worte Gottes verkündiget, darum billig der Hochwürdigste im Staat ist, so kann man den Schauspieler gewiß ehrwürdig preisen, der uns die Stimme der Natur ans Herz legt, der mit Fröhlichkeit, Ernst und Schmerz wechselnde Anfälle auf die harte Brust der Menschen wagt, um ihr dunkel eingehülltes Gefühl rein zu stimmen und den göttlichen Klang der Verwandtschaft und Liebe unter einander hervorzulocken. Wo ist ein Sicherplatz gegen die Langeweile wie das Schauspielhaus, wo verbindet sich die Gesellschaft angenehmer, wo müssen die Menschen eher gestehen, daß sie Brüder sind, als wenn sie an der Gestalt, an dem Munde eines Einzigen hangend alle in Einer Empfindung

schwebend emporgetragen werden? Was sind Gemälde und Statuen gegen das lebendige Fleisch von meinem Fleisch, gegen das andre Ich, das leidet, fröhlich ist, und jede gleichgestimmte Nerve in mir unmittelbar berührt? Und wo läßt sich mehr Tugend vermuten, bei dem gedrückten Bürger, der in ängstlich schmutzigem Gewerb seine Nahrung zusammenschleppt, oder bei dem, dessen Kunst, die ihm Brod gibt, zugleich die edelsten, größten Gefühle der Menschheit durchdringt, der Tugend und Laster täglich in seiner Blöße studiert und darstellt, und die Schönheit und Häßlichkeit am lebhaftesten fühlen muß, eh er sie andre so lebhaft empfinden lassen kann? Ich glaube wohl, daß bei Manchen durch ein herumschweifendes Leben, Mangel und Druck sich diese Würde verdunkelt, aber eben drum, wie grausam ist es, die übrigen, die dem Bessern entgegenstreben, durch beschränkten Stolz zurückzustoßen." Er fuhr noch eine Weile recht herzlich fort, daß alle sehr verwundert dastanden, und ob ihnen gleich mitunter Manches eingefallen war, worauf seine Apologie nicht zu passen schien, waren sie doch durchaus zufrieden und versicherten am Ende, daß es sehr wahr sei, wie ihnen Unrecht geschähe, dazu Madame B. auch eins und das andre sagte, bald aber den Diskurs auf die treffliche Art, wie Wilhelm es vorgetragen hätte, zu lenken wußte und ihm das Kompliment machte, er müßte schon mehr agiert haben. Obgleich dies ihm etwas unerwartet kam, weil er hier weder zu agieren noch deklamieren geglaubt, sondern frischweg, wie's ihm ums Herz war, ausgeschüttet hatte, so nahm er doch gleich das Wort auf, hielts für einen Übergang zu einem andern Diskurs und versicherte sehr ehrlich, daß er immer viel Liebe zum Theater hätte, könnte sich aber leider nie gnug tun. Die Andern versicherten, daß es für einen

Liebhaber schon immer viel, wenn er einigermaßen ein oder die andre Rolle gut spielte, allein Theater zu haben, wie mans heißt, dazu gehöre ein großes Studium, das nur dem Akteur aufbehalten sei. Das war Wilhelmen nicht ganz recht, er bildete sich ziemlich ein, was sie Kunst nennten, zu besitzen, doch ließ ers vorübergehn. Jeder bot nunmehr ein Monolog an vor Wilhelmen zu deklamieren; der eine, der im tragischen Affekt weder Vater noch Bruder kannte, und das Kind in (so) Mutterleib nicht schonte, drang vor und setzte mit dem belobten Selbst- und Geistergespräch aus Richard dem Dritten sich in Schweiß und seinen Gast in Schröcken; die Übrigen, die auf das Ende paßten, fielen teils mit komischen, teils mit empfindsamen Stellen ein, und jeder tat sein Möglichstes, dem jungen Kenner vor den andern in die Augen zu fallen; er war so aufmerksam, als ers bei der doppelten Hinderniß[1]), der Nähe seiner Geliebten, und dem Monolog, den er auch zu rezitieren im Kopf herumwarf, sein konnte, lobte erstlich Alles im Ganzen und dann noch besonders jede Stelle, von welcher sie ihn fragten, ob er auf diesen oder jenen Ausdruck wohl Acht gegeben habe. Es war bei ihm dies weder Lüge noch Kurzsichtigkeit, vielmehr verleitete ihn der Wunsch, viel Gutes zu finden, dahin, daß er Vieles gut fand, und wenns ihm auch sehr schwante, es sei nicht ganz just, ließ ers doch meist aus Gutmütigkeit durchwischen, warf die Schuld auf sich, seinen Humor, oder dachte wohl gar nicht weiter drüber. Madame B. und Wilhelm konnten nun nicht einig werden, wer zuerst seine Probe ablegen sollte; endlich fand sichs im Diskurs, daß er die Rolle Millfonds[2]), und sie Miß Sara gespielt hatte, auch ein Gegenwärtiger ungefähr den Norton

[1]) Die Handschrift hat „t“. [2]) Statt Mellefont.

auswendig wußte; so wurden sie gar bald eins, zusammen zu probieren. Wilhelm zog sich so viel möglich in unbehagliche Düsternheit zusammen, Sara schwebte in sanften Klagen und trug den fürchterlichen Traum recht ängstlich vor, wußte es auch dabei so gut zu machen, daß in den schmeichelnden Stellen zu unterscheiden schwer war, ob sie dem Helden des Stücks oder dem Schauspieler schöne tat; darüber war Wilhelm von ihrer Aktion so bezaubert, daß er sie für die erste Aktrice von Deutschland hielt. Man wechselte nach geendigtem Versuch Lob und Zufriedenheit, und gewiß, Wilhelm hatte einige Stellen, wo sein Gefühl hinreichte, fürtrefflich ausgedruckt; auch würde sich die Bewunderung der Zuschauer mit Neid vermischt haben, wenn sie sich nicht selbst hätten sagen können, daß er an allen Orten, wo er in ihre Künste einen Eingriff wagte, weit hinter ihnen zurückbliebe. Man blieb noch eine Zeit beisammen; Wilhelm begleitete Madame nach Hause, wo er ihre Einladung, ob er noch mit heraufkommen wollte, leider ausschlagen mußte, um regelmäßig Abends an seinem Familientische zu sein, doch behielt er sich diese Erlaubniß vor; und Nachts und nächsten Tags kam ihr Bild ihm so oft vors Gesicht, daß er ganz zerstreut und ungeschickt in seiner Arbeit war. Abends, da er den Laden zumachte, faßte ihn eine unsichtbare Hand beim Schopf, er fühlte sich fortgeführt und fand sich wie im Traum auf dem Kanapee sitzend an der Seite seiner Angebeteten.

16. Kapitel.

Ein Mädgen, das zu mehrern Liebhabern, die es unter sich gebracht hat, noch einen frischen gewinnt, gleicht der Flamme, wenn auf bald verzehrte Brände ein neu Stück Holz gelegt wird. Geschäftig schmeichelt sie dem

ankommenden Liebling, leckt sich an ihm betulich hinauf, rings an ihn herum, daß er in vollem herrlichem Glanz leuchtet; ihre Gierigkeit scheint nur an ihm hinzuspielen, aber mit jedem Zuge faßt sie tiefer und zehrt ihm das Mark bis ins Innerste aus. Bald wird er, wie seine verlaßne Nebenbuhler, am Grunde liegen und in angeschmauchter Trauer in sich glühend verglimmen.

Madame B. wußte im Anfange nicht recht, was sie mit Wilhelmen machen sollte. Die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft giengen unter ziemlicher Gesprächichkeit hin, bis diese sich endlich verlor und er in eine selige Stille verfiel, in der wir neben dem geliebten Gegenstande selbst aus der Langenweile eine unaussprechliche Wollust saugen. Seine Gutheit, Ergebenheit, Beschränktheit, Unschuld, Genügsamkeit, Verehrung und Herzlichkeit machten sie anfangs verlegen. Sie hatte in ihren ersten Jahren gar zu bald die kindlichen Freuden der Liebe von sich weggescheucht gesehen, sie war sich so mancher Erniedrigungen bewußt, denen sie sich in den Armen eins und des andern hatte hingeben müssen; auch gegenwärtig opferte sie sich den heimlichen Vergnügungen eines reichen und unausstehlich platten Muttersöhngens auf, und da sie von Natur eine gute Seele war, wurds ihr niemals recht wohl, wenn Wilhelm ihr die Hand mit treuem Herzen hielt und küßte, wenn er ihr mit dem vollen reinen Blick jugendlicher Liebe in die Augen sah; sie konnte den Blick nicht aushalten, sie fürchtete, er mögte Erfahrenheit in den ihrigen lesen; verwirrt schlug sie die Augen nieder, und der glückliche Wilhelm glaubte Ahndung, liebliches Geständniß der Liebe zu finden, und seine Sinnen giengen durcheinander wie Saiten auf dem Psalter. — Hierauf Lehrj. I 15 am Anfang: „Glückliche Jugend“ bis „wiederholt“ (statt „Gegenpart“: „Gegenmann“). Dann:

Mariane[1]) half sich eine Zeitlang mit dieser Art. Sie hatte geliebt, war Liebe fähig, und vor Wilhelmen hatte sie wie vor einem fremden Wesen ein Gefühl, das der Ehrfurcht glich. Sie wußte sich halb natürlich, halb theatralisch in die Stimmung zu versetzen, in der er war, ihre drollige Art half ihr Vieles, und es währte nicht lange, so war sie mit ihm bekannt; sie kam sich selbst in seiner Gegenwart besser vor, sie erinnerte sich wenig glücklicher reiner Stunden ihrer Jugend, und die ganze Liebe, mit der Wilhelm sie umfaßte, der hohe Wert, den diese gute Seele auf sie legte, ihre eigne Neigung zu ihm verwischte bald, besonders in seiner Gegenwart, alles widrige Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Ihr andrer Liebhaber war abwesend, und sie schob das Verhältnis mit ihm im Gedächtnisse seitwärts, wie man das Andenken von irgend einer Schuld aus dem Reiche der lebhaften Erinnerungen in das Fach der historischen Kenntnisse verscheucht.

Er sah sie nur so oft er konnte, das für einen Liebenden zwar selten war; die Abendstunden hatte er wohl manchmal frei, er vernachlässigte seine Freunde und müßigte sich sonst was ab; aber da war sie meistens auf dem Theater beschäftigt, und langer (so) als achte, höchstens halb neune, da gewöhnlich das Schauspiel aus war, durfte er ohne böse Gesichter von Vater und Mutter nicht außen bleiben. Sie wußte es denn doch zu machen; entweder er war bestellt, wenn er ihren Namen auf dem Zettel nicht sähe, oder sie ließ sich unter dem Ballett nach Hause führen, und da konnte er verweilen, bis ihn[2]) das Rasseln der Kutschen von seinem Glücke zu scheiden nötigte.

[1]) Die Handschrift hat bald diese Form, bald „nn". Hier geben wir durchweg die erste. [2]) Die Handschrift „ihm".

Aus dem Parterre konnte er ihren Anblick fast gar nicht mehr aushalten, es saß ihm gleich an der Kehle. Er machte sich aufs Theater, hinter die Wände. Die perspektivische Magie war weg. — Dann Lehrj. I 15 „die perspektivische Magie verschwunden" usf. Nach „auf dem Teppich verrichtet haben":

„Diese fastuose Seite seines Charakters und Betragens schadete übrigens seinem guten natürlichen Wesen sehr wenig, sogar, wer genau Acht haben wollte, würde diesen Zug in vielen Kindern und jungen Leuten antreffen. Ja was sag ich! Ists doch in der Welt hergebracht, daß man sich die Majestät kaum anders als im Schlepp- und Prachtmantel denken kann, daß das Hohe[1]) des Standes, das Edle der Tat nur in pausbäckiger Repraesentation dem Menschen sichtbar und nachahmbar wird, und daß man sie nicht fühlen machen kann, daß das Große und Erhabene nur das Reinste und Wahrste des Natürlichen ist, und daß sichs eben drum weder vorzeigen noch nachahmen läßt." Dann Lehrj. I 15 „Wie glücklich pries" usf. Nach „und der große wichtige Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt" (so in der Handschrift):

Wilhelm wußte nicht, wie er das zurechte legen sollte, er kam nicht zu Stande sich einen deutlichen Begriff von diesen Widersprüchen zu bilden, da ihm seine Liebe zum übrigen Nachsinnen wenig Zeit ließ.

17. Kapitel.

Es geschieht gar selten, daß zwei junge, gleich unschuldige Seelen Hand in Hand den Weg der Liebe mit einander ausgehn, harmlos vor sich hinwallen, und in schlingenden Pfaden verloren, sich wider Vermuten an Orte geführt sehen, die sie sich weit entfernt glaubten.

[1]) Die Handschrift wahrscheinlich „hoche".

Denn wie die Natur fast durchaus Unerfahrenheit der Erfahrenheit untergeordnet hat, so ists auch hier; ein Teil wird immer die Rolle des Freundes spielen, der, in einer Gegend schon bekannt, den Ankömmling in ihre Schönheiten einweihen will. Schweigend lenkt er ihn unmerklich hie oder dort hin, läßt ihm bei diesem und jenem Anblick sein Entzücken, ohne zu verraten, was für Großes ihm bevorsteht, läßt ihn mühsam auf- und absteigen, wo es nicht nötig wäre, um eine angenehme Aussicht von der Seite zu zeigen, wo sie eben die meiste Wirkung tut, und der Andere, er merke die List oder nicht, dankt seinem Führer für die liebevolle Mühe.

So bescheiden Wilhelm war, und ganz im Glauben an Marianens Tugend, stiegen seine Liebkosungen an ihr unmerklich mit jedem Tage, und sie, ohne ihn aus dem Besitze des zu setzen, was er sich anmaßte, hielt ihn nur auf jeder Stufe eine Zeitlang auf, wo ihn seine Liebe und Ehrfurcht ohne das ein wenig ausruhen hießen. Ihre Verlegenheit, ihr ohnmächtiger Widerstand, den sie seinen Küssen entgegensetzte, ihr tiefes Nachdenken, in das sie oft verfiel, setzte ihn in solche entzückte Leidenschaft, daß er mit allen Fasern seines Lebens an ihr hing. Mariane lernte das Glück der Liebe, das ihr fremd war, in seinen Armen erst kennen, und die Herzlichkeit, mit der er sie an seinen Busen drückte, die Dankbarkeit, der es oft an ihrer Hand gnügte, durchdrang sie, und täglich lebte sie freier auf. Oft wünschte sie nunmehr ernstlich bei sich, von jener Verbindung, die wir oben erwähnten, deren Gedanke ihr täglich widriger ward, los zu sein. Aber wie loskommen? Jeder weiß, wie schwer der Mensch angeht, einen entscheidenden Schritt zu wagen, daß Tausende eher ihr Leben in abschleichendem Schicksal kümmerlich jedem neuen Tag

hinüber schleppen. Und nun gar ein Mädgen in diesen Umständen! Sie hatte sich gar bald wie nebenher nach Wilhelms Vermögen, nach seinen Verhältnissen[1]) erkundigt, da sie denn wohl sah, daß sie keinen Ersatz dessen, was sie ihm aufzuopfern wünschte, hoffen könnte. Schon was ihm an Interesse von einem Kapital, das die Großmutter ihren Enkeln noch bei Lebzeiten der Eltern bestimmt hatte, zufiel, hatte er Alles an Marianen gewendet, sie überlegte hin und her, und wenn sie keinen Ausweg sah[2]), überließ sie sich wieder eine Weile dem Geradewohl, dem Leben und der Liebe. Täglich aber versanken mehr die Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Witz, wodurch sie im Anfang ihrer Leidenschaft einander fest zu binden, zu unterhalten gesucht und jede Liebkosung gewürzt hatten. Sonst scherzten sie oft in kleinen Szenen aus diesem oder jenem Stück, verspotteten einander mit lieblichen Neckereien irgend eines Dichters, und wenn der Gereizte ihr zuletzt um den Hals fiel und sie mit einem Kuß bestrafte, und sie durch so eine selige Katastrophe das Vergangne zu Lügen machte, da warens die höchste Zeiten der Liebe; nun aber, da sie sich in diesen Freuden übernahmen, hatte es eine Wirkung auf Wilhelms Kopf, als wär er in Bier berauscht; er ward dumpf und unbehaglich in seinem Sehnen, daß er auf allerlei kleine Eifersucht und Neckereien fiel, daß man ihm wohl verzeihen muß; denn er war schlimmer dran als der einem Schatten nachläuft; denn er hielt in seinen Armen, er berührte mit seinen Lippen, was er nicht genießen, woran er sich nicht sättigen sollte. Mariane, die seine Qual nicht verkannte, hätte wohl schon in manchen Augenblicken das Glück, das er so sehnlich wünschte, mit ihm geteilt; sie fühlte in sich, daß er weit

[1]) In der Handschrift ohne Endung. [2]) Die Handschrift „sah'“.

mehrers wert war, als sie ihm geben konnte, aber seine Verwirrung und seine Liebe verdunkelten ihm seine Vorteile; und ihre Stille, ihre Unruhe, ihre Tränen, ihre fliehende Umarmungen — lieblichste Töne der ergebenden Liebe — warfen ihn außer sich in überdrängten Schmerz zu ihren Füssen, bis sie beide zuletzt in dämmernden Augenblicken des Taumels sich in den Freuden der Liebe verloren, die das Schicksal den Menschenkindern aufspart, um sie für so viel Druck und Leiden, Mangel und Kummer, Harren, Träumen, Hoffen und Sehnen einigermaßen zu entschädigen.

18. Kapitel.

Wilhelm, der nun ohne Ausnahm glücklich war, überließ sich ganz den Entzückungen der Liebe. War er vorher durch Verlangen und Hoffnungen an Marianen gebunden, so war er es nunmehr durch die seligste Befriedigung, in der er immer wieder neuen Durst zu trinken schien. Das Andenken Marianens ergriff ihn in der kleinsten Abwesenheit nun immer lebhafter usw. Dann Lehrj. I 9 zu Anfang. Nach „gewünscht hatte“: Die Uneinigkeit seiner Eltern lag ihm auf dem Herzen; täglicher Zeuge von so einem Übel zu sein, greift das Herz an, das sich entweder mit verzehrt, oder sich verhärtet, und auf beide Art zu Grunde geht. Dazu kam, daß einer seiner Freunde, ein sehr gesetzter Mensch, um seine ältere Schwester sich bewarb, und dem Vater also in seinem Handel beistehn und seine Stelle vertreten konnte.

Der Gedanke, seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlassen, schien ihm leicht, kam gar nicht mit in Anschlag. Er war jung usw. = Lehrjahre I 9 bis „hinstrebte“; hierauf: und fehlen konnt es nicht, daß er in glücklichen Augenblicken den werdenden vollkommensten Schauspieler

und den Schöpfer eines großen Nationaltheaters erblickte, nach dem er so vielfaltig hatte seufzen hören, und niemals ohne einige zufriedene Wendung auf sich selbst. Alles was in den innersten Winkeln usf. = Lehrj. 19 am Schluß bis „Wirkung tat". Dann:

Indessen lebte unser Paar mit ganz verschiedenem Drange des Herzens eine ganze Zeit weiter. Da ihnen keine Stunde zusammen lang wurde, so merkten sie kaum, wie schnell die Tage flohen, und ließen einen nach dem andern vorbei, ohne einen Entschluß zu fassen, der ihr Schicksal hätte aufklären oder bestimmen können.

19. Kapitel.

Wilhelms Freund und vermutlicher Schwager war einer von denen geprüften usf. = Lehrjahre I 15. Nach „dran geruckt hat": Mit heimlichem Unwillen schüttelte Wilhelm allen Verdacht aus seiner Einbildung; das schöne ganze Bild Marianens, das vor seiner Seele stund, war durch Werners Erzählung auf einige Augenblicke verschoben und befleckt worden; es währte nicht lange, so hatte es Wilhelm wieder vollkommenlich gesäubert, zu rechte geruckt, und da er sie gar Abends einen Augenblick wieder sah, fieng es an von Neuem zu leuchten und zu glänzen.

Werner sann nun Tag und Nacht, wie er seinen Freund durch Zureden und Vorstellungen wieder zurecht bringen könnte, machte verschiedene Versuche, denen aber ganz gelinde ausgewichen wurde; darüber wurde er traurig und konnte nicht begreifen, wie die besten Gesinnungen, in reiner Wahrheit vorgetragen, auf Wilhelms gutes treffliches Herz Eindruck zu machen nicht kräftig genug sein sollten.

Der alte Meister lag diese Zeit her an einer Krank-

heit nieder; Wilhelms Arbeiten nahmen ihm seine Tage, die Sorgfalt für seinen Vater die Abende weg, es blieb ihm also für seine Geliebte nur die Nacht übrig. Sie wurde auch mit ihm drauf eins, er fand eine Türe, die aus einem Holzstall in ein enges Gäßgen gieng, sehr bequem, um nächtlich sein Haus zu verlassen.

Die seltsame Stimmung der Nacht, die öden Gassen, die er sonst nur voller Gewerbe gewohnt war, die flimmernde Nachtlichter seiner Bekannten, und das Gefühl des Geheimnisses würzten das Abenteuer, und er schlich, in seinen Mantel eingewickelt, alle Lindors und Leanders im Busen, meist nacht nächtlich ein zu seiner Geliebten.

20. Kapitel.

Mariane, die ihn immer lieber gewann, war indeß in einem erbärmlichen Zustand. Die Freigebigkeit ihres reichen Liebhabers war durch seine Abwesenheit nicht unterbrochen worden, und nun hatte er ihr mit Überschickung eines Stück Nesseltuchs zum Nachtkleide seine nächste Ankunft gemeldet.

Sie war schon oft in Verlegenheit gewesen und konnte in das Schicksal des folgenden Tages wie in eine trübe Ewigkeit hinstarren. Nun diesmal war sie von zu viel Seiten gedrängt. Zwei Liebhaber nebeneinander, das unter andern Umständen wohl angegangen wäre, wurde hier schon schwerer. Wilhelm hatte ihr in der Treue seines Herzens den Verdacht haarklein erzählt, den man ihm gegen sie beibringen wollen; sie wußte also, er war wenigstens aufmerksam; der andre war übermütig, tölpisch in seinem Betragen, und sie war in einem Zustande, wo sies mit keinem verderben wollte, um eines gewiß zu sein. Wilhelms Zärtlichkeit hatte über ihre Klugheit gesiegt, und sie fühlte, daß ihr

das unerwünschte Glück, Mutter zu werden, bevorstehe. Sie hatte es einer alten Theaterschneiderin, die eine bewährte Vertraute in solchen Fällen war, entdeckt, die nach einigen grausamen Vorschlägen, vor denen Marianen schauderte, ihr den Rat gab, sie mögte lieber, wenn es doch einmal sein sollte, die Schuld auf den reichen als den armen Liebhaber bringen, und überhaupt gegen Wilhelmen sich nur nichts merken lassen, übrigens wegen geschickter Behandlung der Sache auf sie ein vollkommnes Vertrauen setzen. Eben diese Alte hatte schon Marianen vor einer feierlichen Verbindung mit Wilhelmen bewahrt; sie hielt ihn nur vor einen Setzling, den ein kluger Fischer wieder ins Wasser wirft. „Was wollen Sie mit ihm," sagte sie oft, „seine Eltern werden nicht leiden, daß er Sie heuratet, und mit ihm durchzugehen, wäre eine unverzeihliche Narrheit, er hat nichts, und wozu einen Mann am Hals, der noch dazu in sie verliebt wäre, und über das Alles ist unser Direktor ein Mann, der keinen Spaß versteht, sobald ein Abenteuer eklat wird; er ist eifrig auf die Renommee seiner Truppe, wie ers heißt, und eh man sagen sollte, eine von seinen Aktricen habe einen hübschen Bürgerssohn debauschiert, er jagte sie am Tage des Aufbruchs weg. Und wo hernach hin? Ein reisender Comödiant ist ein elender Geschöpf, als alle reisende Handwerksbursche. Davor, wenn Sie sich ihn erhalten, kommen Sie vielleicht übers Jahr wieder hierher, sein Vater ist indessen tot, und es läßt sich immer wieder eine alte Liebe mit Vorteil anknüpfen." Die Theaterschneiderin war von den Kindern dieser Welt, sie hatte Recht bis auf einen gewissen Punkt,[1]) und behielte auch in Marianens Herze Recht bis auf einen gewissen Punkt;[1]) denn

[1]) Sehr wahrscheinlich Doppelschreibung; das erste „bis — Punkt" wird Schreibfehler sein.

diese hatte doch keinen Gedanken, wie sichs von Wilhelm scheiden ließe. Indessen hat die Klugheit so was Gebietendes, daß wir ihr oft auch wider unsre Neigung folgen. Wilhelm verstund Marianens Betragen nun gar nicht; er, der sie ganz vor seine Frau ansah, sie nicht anders als sein liebes Weibgen nannte, oft durch seine Liebkosungen sie zu einer nähern Erklärung, Bestimmung dieses Verhältnisses leiten wollte, er fühlte sie immer ausweichen auf dem Punkt von Heuraten, wo die Mädgen einem so leicht entgegen kommen; und doch war er wieder delikat, vermutete wieder ganz andere Delikatesse von ihr, kam in Willens, sich zu erklären, und gieng wieder weg von der Seite, wie er gekommen war, zersann sich, zerstritt sich wieder einen Tag in sich selbst, stand immer auf dem Sprung und kam niemals vom Fleck. Über das Alles aber wurden seine Ideen immer mehr bestätigt, seine dunkle Aussichten, seine verworrne Hoffnungen wurden zu Planen. Er hatt (so) während der Krankheit seines Vaters die Heurat seiner ältern Schwester mit Wernern unmerklich beschleunigt; sie war insoweit richtig; nur die notwendige Umständlichkeiten hielte (so) sie noch eine Weile auf. Er hatte schon in Gedanken seinen wieder auflebenden Vater ganz gesund gemacht, seinen Schwager an seine Stelle im Handel und Wandel der Familie untergeschoben, und er schien sich manchmal die Füße aus den schwer geschlossnen Ketten zum Versuche herauszuziehen, wie ein künstlicher Dieb oder ein Zauberer in der Gefangenschaft manchmal tut, um sich zu überzeugen, daß seine Rettung möglich und näher sei, als die kurzsichtige Menschen glauben. Wenn er denn nun in freier nächtlicher Stunde abschüttelnd allen Druck über ein (so) großen Platz wandelte, und seine Hände gen Himmel reichte, er fühlte Alles

hinter und unter sich, er los von Allem, und nun entgegen den Umarmungen seiner Geliebten in verstohlner Nacht, und wieder sich denkend in den Umarmungen seiner Geliebten[1]) auf dem blendenden Theatergerüste, und so Natur und Kunst,[1]) und bewundert und beneidet, so war ihm immer der weite Weg durch die Stadt zu ihrem Hause Ein Augenblick, ununterbrochen, als hie und da durch eines Nachtwächters Ruf; und wenn nun wieder Mariane ihn mit Natur und Kunst empfieng, ihren heimlichen Kummer bemeisterte und ihr Vergnügen aufstutzte, wenn sie das weiße Nachtkleid, darin sie wirklich recht englisch aussah, in seinen Armen unvermutet einweihte, was blieb ihm, an gegenwärtigem Vergnügen ersättigt, übrig, als seine Geliebte mit in die frohe Zukunft zu reißen, und[1]) sie, die nun niemals mitzuempfinden schien, auf die lieblichste Fragen, ob er sich Vater glauben dürfe, zugeschlossen und verlegen war. Er legte es freilich wieder aus, und herzlich[2]) genug, bot die ganze Zeit den Überfluß seiner Empfindung und seiner Gutmütigkeit auf, um zurechte zu legen und Lücken zu füllen, nur daß ihm nie dabei wohl werden konnte.

21. Kapitel.

Der Direktor unserer[3]) Schauspielergesellschaft hatte schon verschiedentlich mit dem Abzug gedroht; denn obgleich die Stadt nicht ganz gering war, und sich manche wohlhabende Bürger, auch reiche Müssiggänger darinne fanden, so konnte er doch sein Konto außer den Messen nicht finden. Vielen war das Drama von Bub, Dame, König und Aß interessanter, die übrige Theater-

[1]) So in der Handschrift; nähere Erörterungen sind hier nicht möglich. [2]) Die Handschrift „herrlich“. [3]) Die Handschrift „unserm“.

freunde reflectierten auf den halben Gulden, oder beholfen sich mit Freibillets; zum Abonnieren hatten sie durchaus keinen Sinn, und so gieng die Kunst nach Brode, wie's in dieser Welt hergebracht ist, da man nicht leicht eine Idee vom Spaß haben kann als gratis. Dies war nun zwar oft ein blinder Lärm, der aber doch das Publikum aufs Neue zu kommen und Wilhelmen dringendere Anstalten zu machen bewegte. Werner nahm nun wirklich Teil an den Handelsgeschäften, und Wilhelm, der nie aus seiner Vaterstadt gekommen war, hatte ihn, der sich auf verschiedenen fremden Plätzen umgesehen hatte, überzeugt, daß für den Unerfahrnen auch eine solche Reise höchst nötig sei. Sie waren über eine gewisse Summe Geldes übereingekommen, die Werner schaffen und sich nach und nach wieder bezahlt machen sollte; und wenn Wilhelm bei sich diesen Betrug ganz für heilig hielt, und überzeugt war, daß ihn seine Eltern und Verwandten in der Zukonft (so) dafür segnen sollten, so war doch der Gedanke an den ersten Augenblick, da sies erfahren würden, ein Steinchen, an dem seine Imagination sich manchmal wund stieß. Endlich schien die Gesellschaft in Ernst ihren Aufenthalt nicht länger fristen zu wollen. Norman, Wilhelms Nebenbuhler, beschleunigte seine Reise, um Marianens Liebe noch wenige Tage zu genießen und Wilhelm faßte sich nun schließlich und letztens zusammen, um sie auf ewig zu besitzen, und sich ans Theater mit unauflöslichen Banden zu knüpfen.

Werner, den er nun stärker antrieb, ihm das Mittel zur vorgegebenen Reise zu erleichtern, argwohnte nichts Übels; denn die Klugheit vermutet nicht das Außerordentliche. Er dachte, es ist gut, daß es sich eben so trifft, und Wilhelm einen Ort, der ihm so oft eine un-

schickliche Liebe ins Gedächtnis rufen muß, bald nach dem Gegenstande verläßt.

Wilhelm war die letzte Zeit in seinen Gängen geheimer geworden; dies ließ den Andern eine Beßrung schließen, hielt ihn von weitern Maßregeln ab, und gab ihm alle Bereitwilligkeit, die Wilhelm wünschen konnte.

Auf der andern Seite war es Marianen ein willkommnes Wort, als Wilhelm von ihr die Erlaubniß bat, sie einige Tage nicht zu sehen; sie kriegte dadurch Luft, ihren ungestümen Normann, dem ihr Herz nicht entgegen gieng, wenigstens in einiger Fassung zu bewillkommen (so). Wilhelm saß nun bei sich zu Hause, kramte unter seinen Papieren, musterte seine Besitztümer, was ihm wohl bei seiner Wanderung in die Welt nützlich sein könnte. Was nach seiner bisherigen Bestimmung schmeckte von Büchern und sonst, ...[1]) alles abseits gelegt. Nur die Werke des Geschmacks, Dichter und Kritiker wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten gestellt, und da er bisher sehr wenig von den Letzten profitiert hatte, so erneuerte sich seine Begierde darnach, als er sie schamrot itzo wieder durchsah, und fand, daß sie vom Buchbinder her noch unaufgeblättert waren. Er hatte sie sich in der völligen Überzeugung, wie notwendig solche Werke seien, angeschafft, und niemals in dem Studio derselben vom Flecke kommen können. Einen Teil der Zeit wandte er auch an, um an Marianen einen langen Brief zu schreiben; er bedurfte der Schrift, um alles recht rund und voll zu sagen, wie ers bei sich in seinem Herzen fühlte; denn ob er gleich auf dem Theater eine auswendig gelernte Rolle frischweg deklamierte, und sich auch im gemeinen Leben weitläufig über Meinungen und Grillen pero-

[1]) Die Handschrift „werd"; wahrscheinlich ist wurd' zu lesen.

rierend herausließ, so stockte es ihm doch oft in der Kehle, wenn er seine Empfindungen lebhaft mitteilen sollte; er konnte nie große Worte gnug finden, um das, was er fühlte, auszudrücken, und wenn er der Worte zu viel machte, fand er doch, daß es nicht recht mit dem, wie's in ihm war, zusammen stimmen wollte; das Schreiben half ihm aus dieser Verlegenheit; denn wie wir einem abwesenden Geliebten eine herrlichere Gestalt zu geben gewohnt sind, so finden wir auch nichts Ungereimtes in einem erhöhten Ausdruck unsrer Gefühle, welchen die allem Romantischen so feindselige Gegenwart mehrenteils mißbilligt.

Der Brief, den er Marianen schrieb, war folgender.

22. Kapitel

= Lehrjahre I 16 von „Unter der lieben Hülle".

23. Kapitel

= Lehrjahre I 17 bis „die freie Luft". Hierauf: Er hörte in einer Straße von Clarinetten, Waldhörnern und Fagots eine angenehme Nachtmusik, es schwoll ganz durchaus in ihm. Es waren durchreisende Spielleute; er hatte schon von ihnen sprechen gehört. Er machte sich an sie und für ein Stück Geld schleppte er sie mit sich nach Marianens Wohnung usf. bis zum Schluß.

Zweites Buch.

1. Kapitel.

Wilhelm war nunmehr auf der Besserung, und Werner kam noch redlich jeden Abend nach vollendeten Geschäften, wie er es in den schlimmern Zeiten der Krankheit seines Freundes gewohnt worden war, um ihn mit Erzählen, Vorlesen, auch wohl oft durch die

bloße Gegenwart von den heimlichen Gedanken abzu-bringen, in denen der Unglückliche sein Schicksal wieder-zukauen und sich selbst zu verzehren eine Wohllust fand. Einmal, als Wilhelm in der Abenddämmerung aus dem Schlummer erwachte, und die Vorhänge seines Bettes, um aufzustehen, teilte, sah er Wernern, der, in-deß angekommen, sich, um ihn nicht zu stören, mit einem Buche ins Fenster gestellt hatte. „Warum läßest du nicht ein Licht kommen," sagte der Kranke mit einem Guten Abend, „was liesest du?" — „Ich fand einen Teil des Corneille auf dem Tische, und schlug eben seine Ab-handlung über die drei Einheiten auf. Ich habe so viel darüber reden hören, und war begierig zu lesen, was dieser berühmte Schriftsteller darüber entscheidet." — „Entschieden hat er nun wohl nichts," versetzte Wilhelm. „Mir scheint seine Schrift mehr eine Verteidigung gegen allzu strenge Gesetzgeber, als selbst ein Gesetz zu sein, wornach sich seine Nachfolger zu richten hätten." — „Ich merkte auch bald, daß ich mich geirrt hatte," sagte Werner, „da ich mir aus diesen Blättern einen Maßstab in die Seele zu befestigen dachte, wornach ich künftighin die Schauspiele beurteilen könnte." — „Wenn es auch Regeln giebt," fiel Wilhelm ein, „wornach man die Werke der Dichter richten darf, so mögen sie doch nicht so leicht anzuwenden sein als Elle und Gewicht und die vier Spezies der Rechenkunst." — „Ich verstehe das nicht," sagte der Andere, „denn wenn die Vorschrift einmal richtig und festgesetzt ist, so muß man ja leicht sehen können, ob der Schriftsteller sich darnach gerichtet hat oder nicht." Wilhelm war still.

Doch ich merke, um meine Leser zu befriedigen, werde ich die Erzählung an das Ende des vorigen Buchs an-knüpfen müssen.

Die Pest oder ein böses Fieber ihres gleichen uff. = Lehrjahre II 1 (statt „sein ganzes Wesen zerrüttet war“: „sein ganzes Eingeweide brannte“). Nach „verabscheute“ (Lehrjahre II 1 am Schluß):

der ihm diese Leiden als endlich vorstellen wollte. Jede freudige, sonst teilnehmende Ader haßt' er an sich und nährte dagegen jene stillstehende, schleichende, in sich gekehrte Empfindung, die heimlich den Kern des Lebens aushöhlt. Leise fieberhafte Bewegungen, Nachhälle[1]) seiner Krankheit, schlichen in seinem innersten Bau und wurden durch eine falsche Diät Leibes und der Seele unterhalten. Er floh die Menschen, enthielt sich in seiner Stube, und konnte es nie warm genug darin haben. Der Kaffee, den er bisher noch gar nicht gekannt, schlich sich als Arznei bei ihm ein; dann wurde dieser Lieblingstrank erst einmal des Tages, darauf zweimal genommen und bald unentbehrlich. Dieser leidige und allgemein verbreitete Gift des Körpers und des Beutels wirkte bei ihm auf das Gefährlichste. Seine Vorstellung wurde mit schwarzen leicht beweglichen Bildern erfüllt, mit welchen seine Imagination ein rastloses Drama, das die Hölle des Dante zum würdigen Schauplatz erwählet hätte, aufzuführen sich gewöhnte. Die vorübergehende falsche Stimmung, die dieser verräterische Saft dem Geiste giebt, ist zu reizend, als daß man sie einmal empfunden entbehren mögte, die Abspannung und Nüchternheit, die darauf folget, zu öde, als daß man nicht den vorigen Zustand durch neuen Genuß wieder heraufholen sollte.

Der Thee, ein würdiger, obgleich weitläufiger Anverwandter der verderblichen Bohne, ward als ein guter Gesellschafter, die häusliche Langeweile zu ergötzen, auch

[1]) Nicht ganz ausgeschlossen ist die Lesart „Nachhälte“.

abends gewöhnlich aufgefordert; und da dann gleichfalls der Wein nicht immer mäßig genommen wurde, wenn gute Freunde zu Tische waren, und die Lebhaftigkeit des Gespräches sich in einem solchen Vehikel am besten ausbreitete, so entstand daraus, und aus andern Verknüpfungen ein widriges Unbehagen in seinem ganzen Wesen. Er ward von falschen Launen gepeitscht, seine Begriffe waren verworren und übertrieben, man erkannte ihn fast nicht mehr gegen die vorigen Zeiten.

Leider wird dieser fast so unbeschreiblich als unerträgliche Zustand von Vielen wohl verstanden werden, die, wie unser Freund, sich für außerordentliche physische und moralische Phänomene ansehen, und jene Bewegungen, die sie zerreißend beunruhigen, der Gewalt ihres Herzens, der Kraft ihres Geistes zuschreiben; da sie doch mit etwas mehr Ordnung in ihrer Diät, mit etwas mehr Natur in ihrem Genusse zu ihrer eigenen und zu der Ihrigen Zufriedenheit recht ordentliche und recht natürliche Menschen werden würden. Ja, erlaubt mir, meine Freunde, daß ich euch sage: Ihr erscheint mir oft wie kleine sachte Bäche, worein die Knaben Steine tragen, um sie rauschen zu machen.

Die Reste jener ersten Krankheit stockten noch in Wilhelms Gefässen. Durch seine Lebensart konnte die Natur nicht wieder in ihre gleiche Wege geleitet werden. Er verabscheute jede Zerstreuung und Bewegung. Im Schlafrocke, Pantoffeln und der Nachtmütze fand er seine Beruhigung und zuletzt gar in einer Pfeife Tobak sein Glück. Es fehlte nun fast nichts mehr, ihn, den Wohlgebildeten, Reinlichen, Freien, in den Zustand jener Menschen zu versetzen, die oft ohne Geist und innern Beruf über mißverstandenen Büchern wie Schuster auf dem Schemel verkümmern.

Und er wäre auch untergegangen, hätte ihn nicht die Kraft seiner Natur, die wieder zum Geraden und Reinen strebte, gerettet. Je enger jene körperliche Fesseln zusammengezogen wurden, desto mehr sträubte sich die innere Gewalt, brach bei der ersten Gelegenheit los und durchwühlte das ganze Gebäude. Vergebens, daß man sie zu besänftigen hoffte[1]). Mit der Weisheit einer verständigen Zuchtmeisterin griff sie durch, faßte jedes Übel in der Wurzel, kehrte das Oberste zu unterst, warf aus, was zu grob war, verzehrte das Feinere, und unbarmherzig in ihren unaufhaltsamen Wirkungen brachte sie unsern Freund etliche Male an die Pforten des Todes. Aber auch ihre Kur war aus dem Grunde; alles Fremde und Falsche ward vertrieben, und der wohlgebaute Körper zu seinem künftigen Glücke in seinen innersten Verhältnissen wieder hergestellt.

Freilich nahmen die Kräfte alsdann so langsam zu, daß man oft glauben könnte, sie schwänden wieder. In den gefährlichsten Augenblicken hatte er rein allem Leben entsagt, das hinter ihm zu liegen schien; er war los geworden von der Welt, und die Ruhe, die aus diesem Gefühl kam, war wie ein freundliches Klima, aus dem der Genesende gelinde Lebenssäfte zog. Dankbar nahm er nunmehro von der Quelle des Lebens das wieder an, was er in der Wut seines Zustandes verschleudert und mit Füßen getreten hatte, und so ward er wie ein Kind zum zweiten Mal wieder ins Leben zurückgeführt, und wie ein Kind fiel er bei der ersten anwandelnden Munterkeit wieder über die vorigen Spielsachen her.

Was ihm zunächst lag, waren Theaterbücher. Er las mit vielem Vergnügen die besten Stücke wieder nach

[1]) Die Handschrift „höffte“.

einander, die ihm doch hier und da anders als sonst vorkamen.

Einen solchen Band hatte Werner während der Mittagsruhe seines Freundes aufgeblättert, wie wir zu Anfange dieses Kapitels gesehen haben.

2. Kapitel.

Werner konnte nie recht leiden, daß Wilhelm ein Gespräch fallen ließ, und eine Weile in sich selbst gekehrt blieb. Er fühlte, da es nie als Verachtung auszulegen war, daß seines Freundes Herz sich bei solchen Anlässen sachte zuschloß, daß die lebhafte Seele sich in Reiche begab, wohin sie keinen bedächtig gesinnten Begleiter mitnehmen wollte. Werner hielte dafür, ein freundschaftlicher Umgang sei, um sich wechselseitig zu unterrichten, sich seine Zweifel mitzuteilen und, einer von dem andern überführt, sich zu vergleichen.

Wilhelm schien dagegen hier und da bemerkt zu haben, daß der Geist des Menschen ein eignes Ganzes ausmache, das sich mit einem Andern nie vereinigen, wohl aber an mehr oder wenigern Punkten sich berühren könnte. Er mußte bald zu dieser Erfahrung gelangen; dann ein Geschöpf, das im Werden ist, hat mit den entwickelten, auch denen von eigner Art, wenig gemein. Und was ihm als Wahrheit vorschwebte, hieng an so vielen Fäden, war so gedrängt, so voller Aussichten, so leise nur zu fühlen, daß er fast nie im Stande war, in einem Gespräche vorwärts zu kommen und hübsch rund und deutlich zu sagen, was er wollte.

Als Knabe hatte er zu großen prächtigen Worten und Sprüchen eine außerordentliche Liebe, er schmückte seine Seele damit aus wie mit einem köstlichen Kleide, und freute sich darüber, als wenn sie zu ihm selbst ge-

hörten, kindisch über diesen äußern Schmuck. In der Folge, als der Jüngling sich von innen heraus fühlte, seine Seele in Arbeit und Bewegung kam, verschmähte er die Worte, weil er das für unaussprechlich hielte, was in ihm aufquoll. Ihm war es auch nicht in Worte zu fassen, es dehnte sich Alles zu weit auseinander, daß er es mit den engen ängstlichen Banden des bestimmten Ausdruckes nicht umgrenzen konnte, besonders wenn ihm jemand widersprach; denn das, wovon seine Seele voll war, einem willigen Zuhörer aneinanderhängend mitzuteilen machte ihm das größte Vergnügen, wie wir davon Beispiele gesehen haben und noch sehen werden. Zum Dialog hingegen war er gar nicht eingerichtet; ihm war nicht leicht gegeben, sich in die Gesinnungen der Andern zu versetzen, und wenn der Faden seiner Ideen durch die Eingriffe[1]) des Streitenden oft zerrissen wurde, brachte er um mehrerer Deutlichkeit willen Sachen, Gleichnisse, Geschichten, Stellen herbei, die ganz und gar mit dem Gegenstande, wovon man sprach, keinen erscheinenden Zusammenhang hatten. Der Gegenteil behielte also immer Recht, und wenn er sich sonst mit aller Lebhaftigkeit verteidigt hatte, und sich zuletzt, um fertig zu werden, mit Paradoxen und Berufung an Himmel und Erde zu helfen suchte, wurde er meist überstimmt und ausgelacht. Dadurch hatte er sich nach und nach angewöhnt, in der Stille der Sonne entgegen zu streben, die seine Flügel zeitigen und ausspannen sollte. Besonders neuerdings, da ihm der große Knoten, an den er alles anknüpfte, abgerissen war, wußte er sich meist in Nichts zu finden.

Werner versuchte das entschlürfte Gespräch sachte wieder einzufädeln. „Wenn dir es nicht zuwider ist,

[1]) In der Handschrift ohne Endung.

und ich dir nicht etwas vorlesen soll, so erkläre mir doch einigermaßen, wie es mit den drei Einheiten steht, und was man davon halten darf." — „Mein Kopf ist nicht ganz frei," sagte Wilhelm, „sonst wollte ich gerne dein Verlangen erfüllen. Zwar gestehe ich dir, je mehr ich es überlege, desto mehr überzeuge ich mich, daß es gefährlich ist, seinen Weg von dieser Seite in das dramatische Land zu nehmen." — „Gieb mir doch einen Begriff," sagte Werner, „verwirfst du denn diese Regeln und diese drei Einheiten ganz?"

„Wenn du nur wüßtest," sagte Wilhelm, „was du in diesen Worten für Begriffe verwirrst. Ich entziehe mich keiner Regel, welche aus der Beobachtung der Natur und aus der Eigenschaft eines Dinges genommen ist; ich verachte auch diese sogenannten Einheiten nicht, weil sie teils zum Notwendigen eines Stückes, teils zu seiner Zierde gehören; ich halte nur die Methode für ungeschickt, womit man uns diese sonst ganz guten und nützlichen Lehren vorträgt, weil sie unsere Gedanken fesselt und uns verhindert, die wahren Verhältnisse zu erkennen. Wenn einer den Menschen einteilte in Seele, Leib, Haare und Kleider, so würde dir die Albernheit einer solchen Lehrart bald auffallen, ob du gleich nicht leugnen könntest, daß sich an dir alle diese Teile befinden. Nicht viel besser und fast ebenso unphilosophisch ist jene, wenn man sie näher beleuchtet. Ein Kerbholz, wo Dinge von ganz ungleichem Werte in einer Reihe eingeschnitten sind.

Die Einheit der Handlung im höheren Sinne genommen macht nicht allein den Ruhm des Dramas, sondern eines jeden Gedichtes, und diese, dünkt mich, ist indispensable. Nach ihr, wie viel wichtige Dinge sind nicht abzuhandeln, eh wir an Ort und Zeit kommen, worüber so viel zu sagen ist, und wegen welcher fast

allen Schriftstellern oft durch die Finger hat sehen müssen.[1]) Ja, wenn denn am Ende Einheiten sein sollen, warum nur drei und nicht ein Dutzend? Die Einheit der Sitten, des Tons, der Sprache, des Charakters in sich, der Kleider, der Dekoration und der Erleuchtung, wenn du willst. Denn was heißt Einheit, wenn es doch etwas bedeuten soll, anders als innere Ganzheit, Übereinstimmung mit sich selbst, Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit?

Wie viel anders hat man bisher dieses Wort als Kunstwort gebraucht. Bei jeder der sogenannten drei Einheiten bedeutet es etwas anders. Einheit der Handlung heißt teils Einfachheit der Handlung, teils geschickte und innige Verbindung mehrerer. Einheit des Ortes heißt Einerleiheit, Unveränderlichkeit oder Einschränkung des Platzes. Einheit der Zeit sodann heißt kurzes, faßliches, einigermaßen wahrscheinliches Maß derselben. Du wirst also mit mir übereinkommen, daß man diese Dinge nicht hätte so nebeneinander und hintereinander rangieren sollen. Ich habe mir also diese alte Formeln bei meiner Untersuchung über das Drama ganz aus dem Sinne geschlagen, um einen natürlichern und richtigern Weg zu finden; dabei bin ich sorgfältiger als jemals, aufzusuchen, was nachdenkende Menschen darüber geschrieben haben. Sogar habe ich neulich eine Übersetzung des Aristoteles Poetik gelesen.“ — „Teile mir doch etwas davon mit,“ versetzte Werner. „Aus dem Ganzen,“ sagte Wilhelm, „weiß ich wirklich noch nichts zu machen; man müßte wohl mehrere von seinen Schriften gelesen haben, um mit seiner Art etwas bekannter zu werden, auch überhaupt von dem Altertum unterrichteter sein, als ich es bin. Unterdessen hab ich mir vortreffliche Stellen

[1]) Nach „welcher“ ist zu ergänzen „man“.

daraus gemerkt und sie nach meiner Art zusammengesetzt, ausgelegt und kommentiert."

„Ich kann den Wunsch unmöglich aufgeben," versetzte Werner, „einen ausführlichen und bestimmten Maßstab zu haben, wornach ich die Güte eines Stückes beurteilen könne."

„Du irrst darin," versetzte Wilhelm, „wenn du glaubst, es könne einer dem Andern dieses Maß sogleich in die Hand geben. Man muß sich lange mit einer Sache beschäftigen und sie durchaus kennen lernen; alsdann versteht man erst recht, was verständige und gelehrte Leute darüber für Meinung hegen. Und wie der Dichter eher ist als der Kritiker, so müssen wir auch Vieles sehen, lesen und hören, ehe wir uns einfallen lassen wollen zu urteilen. Nicht gerechnet, daß einer, der nicht vom Handwerke ist, am besten tut, er überläßt sich seinem natürlichen Gefühle und grübelt nicht lange, wenn ihn der Dichter oder Schauspieler ergötzt." — „So habe ich es auch immer gehalten," sagte Werner, „bis man mir neuerdings gar zu viel vorgeschwätzt und mich irre gemacht hat. Denn so kam ich zum Exempel mit großem Vergnügen aus dem lustigen Schuster, oder dem Teufel ist los, und hatte gesehen, daß sich die ganze Welt recht sehr daran ergötzt hatte; das nahmen mir gewisse Personen sehr übel, die man für Kenner hält, spotteten über meinen schlechten Geschmack und bewiesen mir ihr Recht der Länge nach. Man will doch auch nicht dastehen, als wenn man aufs Maul geschlagen wäre, besonders wenn man doch ein paar Augen im Kopfe hat wie ein anderer."

Wilhelm versetzte: „Es ist schwerer als man denkt, gerecht zu sein. Wie ich meine Untersuchungen anstelle, will ich dir sagen; ich sehe, daß man auf keine

andere Weise herauskommt. Ich suche nun schon lange Zeit, und besonders seitdem mir meine Krankheit zum Lesen Raum läßt, zu finden, was zum Wesen des Schauspieles gehört, und was nur zufällig dran ist; freilich sollte mehr Studium dazu, als ich habe machen können; denn man müßte die Geschichte des Schauspiels von seinem ersten Ursprunge, die Theater aller Nationen und den größten Teil ihrer Stücke kennen; man müßte untersuchen, worin sie miteinander übereinkommen müssen, um gute Stücke zu sein, und worin sie von einander abweichen können; auf diese Gedanken hat mich der brave Legationsrat R. gebracht, der dir auch so wohl gefiel. Ich sehe aber, es ist keine Sache für mich. Ich habe mit dem französischen Theater anfangen wollen. Ich nahm den Corneille vor, und kaum hatte ich einige Stücke gelesen, als eine solche Gährung in meinem Kopfe war, und ein unwiderstehlich Verlangen in mir entstand, gleich eins in dieser Art zu komponieren." — „Du wirst es doch aufgeschrieben haben," sagte Werner, „laß mich doch auch was sehen. Du bist immer so geheimnisvoll damit; wenn mir es meine Frau nicht verraten hätte, so wüßte ich gar nicht, daß du so vielerlei geschrieben hast." — „Vielleicht finde ich einmal eine Stunde," sagle Wilhelm, „wo ich leichtsinnig genug bin, dir von der Kindheit meiner Bemühungen Rechenschaft zu geben. Ich bin überzeugt, daß es tausend Schriftstellern und Andern, die sich um Talente und Künste bemühten, gegangen ist wie mir. Ein Trieb jugendlicher Nachahmung führt den verwandten Geist auf gebahnte Wege, die großen Muster reizen uns an, die Anfänge sind leicht, wir lassen uns tändelnd auf einen Pfad ein, dessen Beschwerden und Länge wir dann erst bemerken, wann schon ein Teil zurückgelegt ist. Gewohnheit, Nei-

gung heißen uns darauf beharren, meist mit innerm Unwillen und mit dem ängstlichen Gefühl, daß wir hinter jenen, denen wir vorzulaufen gedachten, weit zurückblieben. Gieb lieber den Corneille her, den Teil, wo Cinna drinne steht, und lies mir daraus einig (so) Szenen vor."

Werner tat es, und da er die französische Verse nicht gut deklamierte, so ergriff Wilhelm endlich selbst das Buch und las mit vielem Feuer und Erhebung der Seele, sodaß Werner zuletzt ausrief: „Herrlich und außerordentlich!"

„Sage mir," fuhr Wilhelm auf, „ist dir nicht auch so müssen nicht diese Situationen jede Menschenseele gewaltig angreifen? Im Ganzen so sonderbar, so einfach und schön! Es ist so groß und scheint so natürlich, man nimmt den innigsten Teil und wagt doch nicht, sich selbst in die Lage zu denken, man ist und bleibt Zuschauer, und erwartet von den höhern Wesen, wie sie sich benehmen werden. Ja, wenn der Autor Kraft und Saft hat, fähig ist, was wir uns allenfalls nur denken und vorstellen, lebendig hervorzuführen, wenn wir unsere Halbgötter jeden wichtigen Schritt gesetzt und fest tun sehen, und eines jeden Betragen kernhaft und ganz ist in der schröcklichen Lage, wie befriedigt werden wir, und wie dankbar vergnügt kehren wir zurück, wenn uns die Verlegenheiten, die geteilten Gefühle so liebreich ängstlich, so wohl zu dem Schröcklichen stimmend in unser Herz gelegt werden. Es mag nur einer nach etwas Neuem und Fremdem schnappen, oder er mag seine Brust zum Anteile hingeben, er findet bei so einem Gegenstande immer seine Befriedigung, will mich dünken. Ich bitte dich, lies das Stück ganz, lies es ja!"

„Du hast mich sehr neugierig darauf gemacht und auf seine übrigen, sind sie diesem gleich?“ — „Wie ein Mann sich nicht ganz gleich, nicht ganz ungleich sein kann. Seine Landesleute haben ihn den Großen genannt; einige, wenn ich mich nicht irre, haben ihm diesen Ehrennamen streitig gemacht. Welchen er als Dichter verdient, wage ich nicht zu entscheiden; ich bewundere, was über mir ist, ich beurteile es nicht. So viel weiß ich, ein großes Herz hatte er gewiß. Eine tiefe innere Selbständigkeit ist der Grund aller seiner Charaktere, Stärke des Geistes in allen Situationen ist das Liebste, was er schildert. Laß auch, daß sie in seinen jüngern Stücken manchmal als Rodomontade aufschlägt und in seinem Alter zu Härte vertrocknet, so bleibt es immer eine edle Seele, deren Äußerungen uns wohl tun.“ — „Sollte man denn aber so sicher von dem Werke auf den Verfasser schließen können? Denn es ist eben keine große Kunst, im Trauerspiel edel und großmütig zu sein, ein Königreich zu verschenken, einer Geliebten zu entsagen, das Leben dran zu setzen und dergleichen Dinge mehr, die im gemeinen Leben, ich wollte wetten, ein König so gut als ein anderer von sich ablehnet. Auf den Brettern kann ein jeder seine Prinzen nach Belieben groß tun lassen.“ — „Wirklich groß tun kann einer auf dem Theater so wenig als irgendwo, wenn er nicht eine große Ader in sich hat. Ein Schriftsteller mit einer kleinen engen Seele wird, wenn er erhabene Gegenstände bearbeitet, das Große immer am unrechten Orte suchen, er wird gleich übertrieben und albern werden, und es wirds ihm kein Mensch zu gute halten, dagegen das wirklich Edle immer Beifall und Bewunderung abzwingt, wie uns die grausamen Leidenschaften zum Entsetzen, und traurige Schick-

sale zum Mitleiden hinreißen, Falschheit uns verachten heißt, übermütiger Mißbrauch der Gewalt unsern Haß aufreizt, und so jede der manichfaltigen Leidenschaften, die uns bewegen, einzeln oder verbunden! Gewiß, wer von allen diesen das hohe Menschengefühl hat, und wen die Natur zum Dichter machte, daß er diese Wirkung als lebendig hervorbringen kann, der wird durch viele Zeiten durch die menschliche Seele erschüttern und bewegen."

Werner suchte nun das Gespräch, das ihm für Wilhelms Gesundheitsumstände zu lebhaft wurde, zu verändern und gedachte noch zum Schluß etwas von den eignen Werken des jungen Dichters zu erhaschen; allein so sehr er sich auch bemühte, war es diesen Abend unmöglich, in diese Geheimnisse zu dringen. Zu voll von dem Bilde Corneillens, und wann man will, vom Ideale Corneillens, das sich Wilhelm gebildet hatte, sah er seine Arbeiten als Sudelpapiere der Schulübung an, die, wenn sie der Knabe vollgeschrieben hat, gewöhnlich zu Wickeln verschnitten werden. Er fühlte einen Abstand, den ihm sein Gefühl zu überspringen nicht erlaubte. Ein seltner Fall bei einem Schriftsteller, ja bei einem Menschen überhaupt. Die Natur hat uns meist so glücklich mit uns selbst verwebt, daß wir nicht leicht einen andern, seine Handlungen und Besitzungen ansehen, ohne auf uns zurückzukehren, nur das Unsere, wäre es auch verhältnismäßig noch so klein, mit dem angenehmsten Vorgefühl zu genießen. Gütige Mutter, wie weise und liebreich hast du die kleine enge Haushaltung eines jeden sparsam reichlich ausgestattet!

Werner stund endlich ab, besonders da er merkte, sein Freund hatte sich in der Lebhaftigkeit des Gesprächs zu sehr angegriffen. Er versparte es auf ein andermal, wo es ihm auch gelang.

3. Kapitel.

An einem der folgenden Tage überraschte er Wilhelmen, der beschäftigt war, eine Menge Papiere auseinander zu kramen, wovon er einen Teil bei Werners Ankunft versteckte. Es waren Briefe, Billets von Marianen und andere Zettelchen, die sich auf sie bezogen. „Hast du etwas von deinen Schriften hier bei der Hand," sagte der Hereintretende, „so zeige mirs."

„Wenn du es nicht Schriften nennen willst, sondern dem Kinde den rechten Namen giebst, will ich es wohl über mein Herze bringen, mich vor dir lächerlich zu machen."

Er schob indeß die offen liegenden Blätter zusammen, und es war ihm lieb, sie auf eine gute Weise wegzubringen; denn es beunruhigte ihn oft der Gedanke, Werner mögte darauf bestehen, daß alles übrige Andenken Marianens vertilgt und die Reste von Briefen, die er vermuten konnte, dem Feuer aufgeopfert werden sollten. Und so ward ein Pack herbeigebracht, der, aufgebunden, in viele einzelne starke und schwache Hefte, Bogen und Blätter auseinander fiel.

„Ach," dachte Wilhelm bei sich, wie er die Schnur aufzog, „so hoffte ich euch nicht wieder zu öffnen! Wie verändert ist mein Schicksal, seit ich euch zusammenband!" Denn er hatte diese Sammlung mit denen übrigen Sachen, die er auf seiner Flucht mitnehmen wollte, bei Seite gelegt. „Rühre mir nichts an," rief er, als der Neugierige zugreifen wollte. „Bringe nichts in Unordnung. Du stellst dir wohl nicht vor, daß diese Papiere in chronologische Reihe hintereinander liegen." — „Das ist wohl getan, man kann desto besser sehen, wie man zunimmt."

„Ich fürchte nur, daß weder mich in der Folge noch jemanden die Schattierungen unterhalten werden. Zu-

vörderst muß ich dich vorbereiten, daß du viele Plane, viele einzelne Szenen, angefangene Stücke finden wirst, und fast nichts geendigt." — „Wunderbar! Ist es dir auch gegangen wie vielen jungen Schriftstellern, von denen ich gehört habe?" — „O, daß es allen so gienge! Wir würden so viele Werkchens, die immer unfertig bleiben, wenn sie auch geendigt sind, nicht zu sehen bekommen; es würde nicht jeder, durch das kindische Beispiel gereizt, dem Gefühle, ähnliche Albernheit hervorbringen zu können, unmäßig nachhängen, und unsere Literatur würde nicht einer Schenke gleich werden, wo der Geringste mit lauter Zufriedenheit schwelgt, weil er immer seinesgleichen findet, der mit ihm anstößt. Also zuvörderst hier einige Aufzüge und Szenen im Geschmacke des Plautus." — „Des Plautus? Wie kömmst du an den?" — „Wir explizierten ihn bei dem Magister; denn ich sollte auch ein wenig Latinisch lernen. Er war der erste Theaterdichter, den ich zu sehen bekam, und somi wurde er auf der Stelle nachgeahmt. Von unsern Puppenspielen, von unsern epischdramatischen Impromptus, woran nichts als der Dialog fehlte, habe ich dir schon sonst erzählt." — „Lies mir etwas." — „Gott bewahre mich, es ist abscheulich. Du kannst denken: da ist ein mürrischer geiziger Alter, der betrogen wird, ein Bedienter, der betrügt, ein verliebter junger Mensch, der sich nicht zu helfen weiß. Du kannst dir vorstellen, daß der Alte nicht alt, der Junge nicht jung, der Knecht nicht knechtisch ist, sondern daß sie ohngefähr das Gröbste von dem tun und sagen, was sie Plautus tun und sagen läßt."

Wilhelm hätte hinzusetzen können: der Lehrling in jeder Kunst bildet im Anfange nur von dem Muster nach, was er an ihm sieht, und darin ist er um einige

wenige Grade von vielen Meistern unterschieden; denn sie bilden auch nur meist ihren Vorgänger (so) und wenns hoch kommt, der Natur nach, was sie an ihr sehen. Wie selten tritt einer auf, der aus eigner innrer Kraft das Wahre verherrlicht und das Fürtreffliche hervorbringt.

„Indessen mußte ich immer," fuhr Wilhelm fort, „leiden, daß in meinem Kopfe allerlei Figuren ihr Spiel fortspielten. Denn es war gar nicht willkürlich. Alles, was ich erzählt las oder erzählen hörte, gieng auch gleich in mir vor, und je mehr ich in der Folge Theaterstücke verschlang, desto mehr baute, wenn ich so sagen darf, sich ein Theater in meinem Kopfe auf, in dessen Grenzen alles geschah. Hier siehst du, mein Freund, schon Musterstücke der folgenden Zeiten."

„Wie! Was! Verse! Schäfernamen!"

„Alexandriner in aller Form, und heroische Schäferspiele, dies war eine Gattung, die mich übermäßig ergötzte. Du kannst es daraus sehen, daß zwei völlig fertig sind, und unvollendet eine Schaar folgt." — „Du mußt mir sie zum Scherze mitgeben." — „Sehr gerne, denn du wirst über den Ernst, womit alles behandelt ist, recht herzlich lachen. Meine Hauptpersonen, aus fürstlichem Stamm geboren, durch seltsame Schicksale ihres Reiches verlustig, irrend und unbekannt, halten sich in den stillen Wohnungen gastfreier Hirten auf. Welch ein Kontrast in Leidenschaften und Charaktern! Welcher Reichtum an Bildern! Welche Abwechslungen von Erzählungen und Beschreibungen! Gewiß, diese Gattung ist recht für den Autor als Kind gemacht, der gerne Alles überall anbringt. Was die Tragödie Hohes und Rührendes, was das Lustspiel Ergötzendes, was das Schäferspiel Liebliches hat, kannst du hier in einem

Bunt[1]) zusammenraffen.“ — „Sollte man denn nicht in dieser Art gute Stücke machen können?“ — „Gar wohl, und man hat ihrer auch schon, nur meine warens nicht. Ein Knabe, der sich selbst nicht kennt, der von den Menschen nichts weiß, der von den Werken der Meister allenfalls nur sich zueignet, was ihm gefiel, was will der dichten?“ — „Wo nahmst denn du nur die vielen Sachen her?“ — „Woher? Aus meiner Einbildung, die wie ein lebendiges Rüsthaus von Puppen und Schattenbildern war, die sich immer durcheinander bewegten. Wie Liebhaber des Kartenspiels nicht müde werden, mit wenigen Blättern gegeneinander zu streiten und sich an den manichfaltigen Verbindungen ergötzen, in denen der aufgestempelte oder willkürlich angenommene Wert dieser Helden einander bald fürchterlich wird, bald wieder unter andern Umständen der Held dem Knechte zu Fuße liegt, so spielte ich auch meine wenige Figuren unaufhörlich durcheinander. Was in frühern Zeiten bloß Puppe, Theater[2]), Maske[2]) gewesen war, wurde nun mit einem sanften Geiste angehaucht, die Gestalten wurden schöner, reizender, und du kannst denken, daß es der Geist der Liebe war, der hier auch seine belebende Kraft zeigte.“ — „Davon werde ich ja die Spuren in diesen Heften finden?“ — „O ja, auf jeder Seite, und den Verfasser dazu. Ich fieng nun an, mich selbst zu fühlen, mir Märchen über mich selbst zu erzählen, und nun gieng es damit ins weite Land. Es hinderte mich nichts, so schön, so gut, so großmütig, so leidenschaftlich, so elend, so rasend zu sein, als ich wollte. Ich fädelte die Abenteure nach Belieben ein und löste sie, wie mir gut dauchte. Und da ich mich reiner Verse befleißigte, so

[1]) = Bund. [2]) Die Handschrift trennt die beiden Worte; eine Verbindung ist nicht ausgeschlossen.

hatte ich ein doppelt und dreifach Vergnügen, wenn es fertig war, nur daß ich mich über der Arbeit meistens schon wieder klüger dauchte, als ich mich hielte, wie ich den Plan machte, und so immer Manches große Veränderungen erlitt, und die meisten Unternehmungen gar scheiterten.

Werner hatte indes in die Stücke gesehen und einige Tiraden gelesen. „Die Verse sind nicht übel," sagte er. — „Das dachte ich damals auch; da ich niemand hatte, der mir ein Wort drüber sagen konnte, so war mir Gottscheds Bühne der Maßstab, wornach ich meine Stücke maß, und mir kamen sie immer interessanter dem Inhalte nach und an Versen ebenso wohlklingend vor als jene, und damit wußte ich mir viel, weil ich in meiner Unerfahrenheit meine Muster alle für klassisch hielt." — „Hat dir niemand an diesen Versen geholfen?" — „Wer sollte? Und an Versen kann man niemand helfen; das war mir das geringste! Von Jugend auf hab ich in jedem Silbenmaße, das ich hörte oder las, gleich fort reden oder schreiben können. Der Model war wohl in meinem Kopfe, wenn nur die Masse etwas nutze gewesen wäre, die ich hineinzugießen hatte." — „Das wird nun schon kommen, wenn du fortfährst, dich in müßigen Stunden zu üben." — „In müßigen Stunden," sagte Wilhelm und seufzte tief. — „O ja," versetzte Werner, „denn du wirst immer noch Zeit finden, da du weitläufige Gesellschaften nicht liebst und nicht aufs Kaffeehaus gehst." — „Wie irre bist du, lieber Freund, wenn du glaubst, daß eine solche Arbeit, deren Vorstellung die ganze Seele füllt, könne in unterbrochnen, zusammengegeizten Stunden hervorgebracht werden" usf. in den Lehrj. II 2 bis „als der Dichter." Aber vorher nach „durch sein Bellen sichern": Werner hatte mit Verwunderung

zugehört, und wie man sich leicht denken kann, wenig Realität in diesen Worten gefunden. — Nach „Dichter“: „Es ist schade,“ dachte Werner bei sich selbst, „daß mein Freund, der sonst so vernünftig ist, auf diesen Punkt so ausgelassen schwärmt.“

„Ja, mein Liebster,“ fuhr der Andre fort, „einem solchen Dasein sich ausschließlich zu übergeben, welche Seligkeit! Bedenke nur, wie viele Menschen sich schon begabt glauben, wenn sie mit einiger Leichtigkeit ihre Gedanken in einem Silbenmaße vortragen, mit gefälligen Reimen zieren können, wenn man gleich sonst den Geist, der den Dichter macht, bei ihnen vermißt. Wie ängstlich wünschen Tausende diesen Vorzug, und wie vergebens arbeiten sie ihn zu erstreben.“ — „Ich habe von vielen vernünftigen Leuten urteilen hören, daß Mancher seine Zeit und Kräfte besser hätte anwenden können.“ — „Ich glaube, daß sich Viele betrügen, daß man sich aber auch dafür an Andern betrügt. Die angeborne Leidenschaft zur Dichtkunst ist so wenig als ein anderer Naturtrieb zu hemmen, ohne das Geschöpf zugrunde zu richten. Und wie der Ungeschickte, den man straft, meistens noch einen zweiten Fehler begeht, mit dem ernstlichen Vorsatze, das Vergangne gut zu machen, so wird der Dichter, um der Dichtung zu entgehen, erst recht zum Dichter.“

„Hast du denn von Jugend auf diesen unwiderstehlichen Trieb gefühlt?“ — „Das kannst du von diesen Papieren sehen, und doch ist das nur der hundertste Teil was ich geschrieben und der tausendste das[1]), was ich erdacht habe. Leider hat mich mein Verlangen nicht weit geführet, und ich sehe diese Reste mit Betrübniß und Verachtung an; es ist nichts drinne, was einen Wert hätte.“ — „Du irrst dich hierüber vielleicht.“ — „O nein, ich verstehe mich wohl darauf, ich konnte mir

[1]) Zu lesen ist „des“.

nie lange schmeicheln, außer mit der Hoffnung. Ich hoffte, daß die Begierde meines Herzens mich dem Gegenstande meines Verlangens näher bringen sollte, und ich kann dir sie nicht groß genug beschreiben. Besonders waren meine Wünsche alle aufs Trauerspiel gerichtet, dessen Würde für mich einen unglaublichen Reiz hatte. Ich erinnere mich noch eines Gedichtes usf. = Lehrjahre I 8 bis „meine Blöße bedeckte." Darauf: „Vergiß ja nicht es aufzusuchen, ich bin neugierig die beiden Frauens kennen zu lernen. Was man doch in der Jugend für tolles Zeug im Kopfe hat!" — „Darf ich dirs gestehen, mein Freund, und wirst du es nicht lächerlich finden, wenn ich dir sage, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen und daß" usf. = Lehrjahre II 2 bis zum Schluß („überwältigt glaubte").

4. Kapitel.

„Ihr tiefen Schatten, heißet mich willkommen,
Hier fühlt die Brust sich weniger beklommen,
Du stiller Teich, du Baum, den ich erkor,
Gewähret mir die Ruh', die ich verlor.

O Stamm, der du, was Menschen auch empfanden,
So lange hier in fester Ruh' gestanden,
Rings um dich her der Kinder Schaar gezeugt,
Der du, wie wir, dem Sturm dich jung gebeugt,
Befestigt nun mit männlich starken Seiten,
Dem Wetter stehst, und der Gewalt der Zeiten,
O sprich mir Mut, du dauerhafter, zu,
Lehr meine Brust dem Unglück stehn wie du.

O Lüftchen, das die stille Welle kräuselt,
Das mir um Stirn und Locke freundlich säuselt,
Von Ast zu Ast mutwillig wechselnd fliegt,

Mit einem Hauch viel tausend Zweige biegt;
O kannst du mir auf deinen stillen Schwingen
Nicht auch den Trost in meinen Busen bringen!

Doch auch[1]) vergebens such ich hier mein Glück,
Ich floh den Hof, es blieb der Schwarm zurück.
Dort ließ ich sie, in wohl verwahrten Mauern[2]),
Mit Freundesblick einander aufzulauern,
Ließ das Gefolg des Reichtums und der Macht,
Die Schmeichelei, die unbequeme Pracht,
Und dachte, der Natur hier übergeben,
Mit mir allein, mir selber aufzuleben;
Doch leider fühlt mein Herz, nun völlig frei,
Die alte Qual hier doppelt wieder neu."

Unsere Freunde hatten an einem schönen Frühlingstage, begleitet von Wilhelms Schwester, nun Werners Frau, ihren Spaziergang nach einer Gegend gerichtet, welche sie beide von Jugend auf immer angezogen hatte. Sie waren an einen Ort gelangt, wo sie sonst als Kinder miteinander zu spielen, und als Jünglinge mit Hoffnungen der Zukonft (so) sich zu unterhalten pflegten. Unter einer uralten Eiche setzten sich die Ehleute nieder und genossen der schönen Aussicht. Wilhelm ging auf und ab, und von den Gegenständen, die ihn umgaben, rezitierte er jene Stelle mit großer Wahrheit, wie er denn meist für jede Gelegenheit mehr oder weniger Verse eines Schauspieles, oder sonst eines Gedichtes in seinem Kopfe in Bereitschaft fand, und wenn er allein war, oder wenn es sich vor der Gesellschaft schicken wollte, sich nicht zurückhielte; wie er denn auch oft mechanisch, durch eine bloße Wortreminiszenz, einen Teil seines Vorrates auszukramen bewegt ward.

[1]) So die Handschrift; die Lesung „ach" ist unnötig. [2]) Die Handschrift „Mauren".

Werner erinnerte sich sogleich, dieses Monolog in einem der heroischen Schäferstücke gelesen zu haben, die ihm sein Freund neulich anvertraut hatte. Zeither wagte er es nicht, davon anzufangen, weil er die Rückkehr jener leidenschaftlichen Schmerzen befürchtete; nunmehr aber, da er seinen Freund durch die bedenklichen Worte des Schlusses der Gefahr seiner Lieblingsempfindung ganz nahe ausgesetzt sah, so wußte er in der Geschwindigkeit kein Mittel, ihn davon zu entfernen, als daß er von den Stücken selbst anfing, und den Bewegten auf ein ruhiges Gespräch zu leiten suchte. Er betrog sich darinne nicht, es gelang ihm; denn nicht immer tun dieselben Sachen dieselben Wirkungen; die Veränderungen der Lagen und Umstände verwandelt (so) einen Gegenstand oft ganz und gar.

„Ich habe," sagte er, „diese Stelle schon in der Königlichen Einsiedlerin mit Vergnügen gelesen und mir einen Teil davon gemerkt." — „Ich möchte mich," versetzte Wilhelm, „weder einer Unbescheidenheit, noch einer übertriebenen Demut schuldig machen. Die Stelle mag leidlich sein, wenn ich nur sie und mehrere dergleichen an denen Plätzen, wo sie stehen, verantworten könnte Dies ist ein Fehler, in den man so leicht fällt, daß man sich in elegischen Empfindungen ausbreitet, daß man sich mit Beschreibungen und Gleichnissen aufhält, die doch eigentlich der Tod des Dramas sind, welches allein nach seiner immer fortgehenden Handlung geschätzt werden kann. Dieser Fehler geht fast durch alle Stücke, die ich bisher gemacht, und deswegen werden sie, wenn auch erträgliche Stellen drinne sein sollten, immer von den Meistern der Kunst verworfen werden." — „Was mich betrifft," sagte Werner, „so sind mir schöne Stellen das Liebste an einem ganzen Stücke, denn die merkt man

sich und kann sie zu seinem Nutzen ziehen." — „Ich habe nichts dagegen, wenn sie den Fortschritt der Handlung nicht hindern, vielmehr bin ich überzeugt, daß auch ein gutes Stück viel kräftige Stellen haben, ja, wenn du willst, aus trefflichen Stellen bestehen kann, wenn sie sich gleich nicht einzeln in Stammbücher schreiben lassen. Ich war selbst von jener Krankheit, die im Publiko so allgemein ist, dahingerissen, und ich habe meine Bekehrung nicht mir selbst, sondern meinem vortrefflichen Freunde R. zu danken, dem ich einige von meinen Sachen wies. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn er sich zu meinem Vorteile länger hier aufgehalten hätte. Was ist z. E. in dem Stücke, dessen du erwähnest, aus dem ich eben die Stelle hersagte, Vorzügliches? Der bei dem [1]) Menschen allgemeine Wunsch, sich aus verwirrenden Verhältnissen heraus zu sehnen und unter harmlosen Bäumen ein ganzes Leben zu genießen, wie uns manchmal ein Sommerabend gegönnt wird! In wie viel hundert Gedichten ist dieses nicht schon gut oder schlecht vorgetragen worden? Und nimm die Verse weg, die diese Gefühle schildern, und die allenfalls eine leidliche Elegie würden gegeben haben, nimm vielleicht noch einiche Gleichnisse aus, die ein episches Gedicht zieren dürften, so ist das übrige entweder gemein und kindisch, oder unwahr und übertrieben. Wie willst du nun, daß ich mir einigermaßen Gutes von dem Stücke denken soll?" — „Der Autor, merk ich wohl, ist selten ein unparteiischer Richter seiner eigenen Sachen, er tut sich bald zu viel, bald zu wenig. Ich wollte nur, das Stück wäre gedruckt, oder würde aufgeführt; wir würden sehen, was es für einen Beifall finden sollte." — „Dafür bewahre mich Gott," fuhr Wilhelm auf, „daß ich Gelegenheit gebe, das

[1]) So die Handschrift.

Publikum zu verderben. Dieses möchte ich ebenso wenig als von ihm verdorben werden, und meistenteils geschieht doch das, wie ich merke, durch wechselseitige Ehre und Nachgiebigkeit, die sie einander bezeigen. Wenn ich jemals öffentlich auftreten sollte, wünschte ich freilich zu gefallen, ja allgemein zu gefallen; denn ich habe die Schriftsteller meistens nicht vor aufrichtig oder für sehr eingebildet gehalten, die nur bloß Kennern ihre Sachen widmen, und alle diejenigen, denen sie nicht gefallen, unter die Herde der Nichtkenner verwiesen. Das Gute muß freilich von den Verständigen erst geprüft, und, wenn ich sagen darf, erst gestempelt werden; es muß aber auch, wenn es menschlich ist, eine allgemeine glückliche Würkung tun, vorzüglich auf diejenigen, die nicht urteilen können. Und ich glaube, der hat den höchsten Punkt erreicht, der diese beiden Stimmen, welche zusammen erst, wenn ich hier das latinische Sprüchwort anwenden darf, die Stimme Gottes ausmachen, auf sich vereinigt.

Er darf mit einiger Selbstzufriedenheit an sich denken, daß sich zu seiner Wahl die Edeln und das Volk vereinigt. Wenn man nur früher auf das Rechte geleitet würde! Denn eben durch diese und andere dergleichen Fehler habe ich alle Mühe, die ich auf meine Trauerspiele gewendet, verloren, die denn auch, wie mir mein gelehrter Freund die Augen öffnete, außer einigen wenigen Stellen, die aber doch nichts weniger als neu und erhaben sind, meistenteils von falsch nachgeahmter Theaterleidenschaft strotzen, die Backen mit allgemeinen Sittensprüchen aufpausen und darüber sich selbst gleichsam vergessend auf ihrem Wege sehr ungeschickt hin und wider stolpern, und sich zuletzt nicht mit einem Ausgange, mit einer Entwickelung, sondern mit einem Fall und Sturz endigen."

„Du sprichst ja als wie von einer großen Anzahl, sind es denn so viele? Man hat dir nicht angemerkt, daß du so fleißig warst.“ — „Wo ich ging und stund, machte ich Plane, und wo ich mich beiseite stehlen konnte, schrieb ich Verse. Ganz geendigt findest du nicht über drei bis vier Stücke. Ist das genug? Mehrere aber zum größten Teil, und wie ich dir schon gesagt habe, angefangen eine ganze Schar.“

Die Schwester, welche bisher einer Magd, die einige Erfrischungen brachte, das Körbchen und die Flasche abgenommen, und in das Gras zurecht gesetzt hatte, mischte sich hier auch in das Gespräch und fing mit einiger Lebhaftigkeit, wie eins, das lange zugehört, ob es gleich auch etwas zu sagen gehabt hätte, zu ihrem Manne an: „Es ist wirklich schade, daß er Alles hat stecken lassen; denn ich kann dir versichern, es waren recht schöne Stücke, und ich habe mein Lebtag so keine spielen sehen. Ich schrieb sie ihm gerne ab und merkte mir immer dabei die Stellen, die mir am besten gefielen.“ — „Was für Helden wähltest du dir?“ sagte Werner. „Du wirst dich wundern,“ versetzte der Andere darauf, „ob es gleich ganz natürlich ist, daß ich mir sie aus der Bibel aufsuchte.“ — „Aus der Bibel!“ rief jener, „das hätte ich mir am wenigsten erwartet.“ — „Und doch,“ sagte Wilhelm, „ist es ganz natürlich. Die erste Geschichte, die unsere jugendliche Aufmerksamkeit reizt und in Verwunderung setzt, erzählt uns von jenen heiligen Männern, an welchen Gott einen besondern Anteil zu nehmen geruhte. Wir hören von ihnen gleichsam als von unseren eigenen Stammvätern sprechen, und die vorzüglichsten Männer der vorzüglichsten Nation müssen für uns die ersten in der Welt werden. Wir untersuchen nicht, wie interessant ihre Handlungen sind, sondern die Handlungen

sind uns merkwürdig, weil sie von ihnen erzählt werden.“ — „Du sagtest,“ fiel ihm Werner ein, „daß einige von diesen Stücken fertig geworden; was waren für Gegenstände drinne ausgeführt?“ — „Laß dir es von Amelien erzählen,“ sagte Wilhelm und lächelte. „Dabei wirst du dich vielleicht wieder recht wundern, wenn du die Feinde des Volks Gottes als Hauptpersonen meiner Stücke auftreten siehst; ich kann dir aber versichern, es war in der rechtgläubigsten Absicht; denn die Propheten taten darinne sehr ihre Schuldigkeit, und sagten ihnen vorneherein derb die Wahrheit; schröckliche Träume, Ahndungen regten ihre Gewissensbisse auf, und ließen ihnen keine ruhige Stunde, daß sie wirklich recht matt und abgehetzt waren, als ihnen der fünfte Akt den Fang gab.“

Amelie ließ nicht undeutlich merken, daß es ihr unangenehm sei, wenn der Bruder diese Sache lächerlich mache. Es sei ihm doch auch einmal bittrer Ernst drum gewesen, und ihr gefallen sie eben noch. Ihr Mann bat sie, ihm die Helden zu nennen, und zu seiner großen Verwunderung hörte er den berüchtigten Namen von Jesabell und Belsazar. „Ei, ei!“ rief er aus, „eine Königin vom Fenster gestürzt! Eine Hand, die aus der Wand reicht! Das als theatralische Gegenstände zu denken, dazu gehört viel Mut der Einbildung.“

„Es ist mir lieb,“ sagte Wilhelm, „daß dir das Abgeschmackte sogleich auffällt. Noch mehr wird es dich wundern, wenn ich dir sage, daß ich eben darum diese Geschichten wählte. Sei versichert, es geht vielen Theaterschriftstellern so. In einem Roman, in einer Geschichte ist etwas merkwürdig, und sie meinen gleich, es müsse so vorgestellt werden, und gebe auch Stoff zu vier Akten voraus, ob es gleich so wenig zum Drama paßt, als der Saltomortale meiner Königin und die drohende

Wunderhand.“ — „Wie, ums Himmels willen,“ sagte der Schwager, „hast du diese Gegenstände behandelt?“ — „Vielleicht glaubst Du mir kaum, wenn ich dich versichere, daß sie ganz mit den Regeln und mit allem theatralischen Anstande ausgeführet wurden.“ — „Du mußt sie lesen,“ fiel die Schwester ein, „denn er sagt dir doch sonst nicht das Rechte.“ — „Zuvörderst muß ich dir nur gestehen,“ fuhr Wilhelm fort, ohne sich an ihre Einwendung zu kehren, „daß mich die Spekulation einer besondern Todesart auf das Sujet von der Jesabell brachte. Ich sahe, daß alle meine Vorgänger sich die künstlichste Mühe gegeben hatten, mit Dolch und Gift und andern schädlichen Werkzeugen auf das manichfaltigste zu hantieren, sodaß dem Nachfolger fast keine Kombination mehr übrig blieb. Um desto mehr fiel mir der Sturz in die Augen, der das Leben einer berüchtigten Königin endigte.“ — Werner schlug wider seine Gewohnheit in ein lautes Lachen aus und rief: „Ich begreife nicht, sollte sie denn wirklich von oben herunter geworfen werden, wie man es in Merians Kupferbibel zu sehen kriegt?“ — „Wie kannst du dir einen solchen Puppenspielstreich von einem geübten Schriftsteller denken. Nein, meine Sachen sollten vor dem besten Geschmack ausführbar sein. Der Schauplatz ist in einem großen Saal, von da er sich nicht wegwendet, und in dem fünften Akt, wo Jesabell vergebens den Überwinder durch erkünstelte Reize und Schmeicheleien zu bewegen, durch Drohungen zu erschüttern sucht, endigt der Held in gerechtem Eifer mit Vorwürfen und Verwünschungen und schneidet ein sehr wohlgeführtes Gespräch ziemlich rittermäßig kurz ab, indem er der Wache befiehlt, sie herabzustürzen. Diese greift zu — und der Vorhang fällt.“ — „Bravo!“ rief Werner, „das war gut ausgedacht.“ — „Mir war nur

bange," versetzte Wilhelm, „es möchte einmal bei einer Vorstellung aus Versehen der Vorhang nicht heruntergehen, wodurch denn freilich die ganze Wirkung des Trauerspiels sich in ein Gelächter würde aufgelöst haben." — „Du wirst gewiß recht prächtige Stellen in dem Stücke finden," sagte die Schwester zu ihrem Manne, „und die Königin ist so gottlos, daß man ihr alles Übel gönnt." — „Nicht wahr, Amelie," sagte Wilhelm, „du hast es ihr auch besonders übel genommen, daß sie noch Ansprüche auf einen jungen König machte, den du allenfalls selbst nicht verschmäht hättest?" — „Nun aber Belsazar!" fiel Werner ein. — „Den laß ich mir gar nicht nehmen," sagte die Schwester. „Es sind so schöne Sachen drin, die ich mir alle auswendig gemerkt habe." — „Gieb mir nur einen Begriff davon," sagte Werner. — „Meine Helden," versetzte Wilhelm, „waren gewöhnlich jung, weil ich nichts interessanter wußte, als die Jugend, in der ich mich selbst fühlte, und so war auch mein König Belsazar ein feiner junger Herr." — „Erinnerst du dich noch," sagte die Schwester, „was der fremde Herr, dessen Geschmack du so sehr rühmst, auf einem Spaziergange sagte, als er den Morgen das Stück gelesen hatte?" — „Ich bin überzeugt," versetzte Wilhelm, „daß er es aus schonender Güte, um mich nicht ganz niederzuschlagen, gesagt hat. Er behauptete, der junge König sei gut geschildert. Eigentlich ist es ein Mensch, deren es viele in jedem Stande gibt. Er will das Gute, hat ein Gefühl für Rechtschaffenheit und Tugend, eine dunkele, unbehagliche Ehrfurcht vor dem strengen Gotte der Hebräer, einen bequemen hergebrachten Dienst seiner eignen Götter, leichtsinnig über sein Reich, beschäftigt durch seine Leidenschaften, eifrig bei Festen und Gelagen, am liebsten in der Zerstreuung, wozu seine Hofleute das

Ihrige willig beitragen." „Nun, das klingt so übel nicht," sagte Werner. — „Höre nur einmal einen Monolog, womit der König den zweiten Akt anfängt," sagte Amelie, „ich kann ihn auswendig." — „Rezitier ihn nur," versetzte Wilhelm, „ich will indeß auf dem Damme spazieren gehen. Ich mag nicht wohl leiden, wenn man mir meine Sachen vorrezitiert." — „Wie würde dir es gehen, wenn sie aufgeführt würden?" — „Ich weiß nicht, das würde sich finden, verlegen würde michs auf alle Fälle machen." — Und so ging er von ihnen auf die Seite. — „Du denkst dir," sagte Amelie, als er weg war, „daß es des Königs Geburtstag ist, daß in der Nacht die Verschwornen den ersten Akt eröffnen, und sich, da der Tag graut, entfernen. Die Sonne gehet auf, der König, aufgeweckt von dem Trompeten- und Paukenschall, der seiner Stadt das Fest verkündigt, reißt sich aus den Armen einer Geliebten und übersieht von der Terrasse die Herrlichkeit Babylons. Auch bemerke ich noch, daß ein Verschworner im vorhergehenden Akte Belsazars Furcht vor dem Donnerwetter mit Verachtung erwähnt hat."

5. Kapitel.

„Welch' schöner hoher Tag verdrängt die süße Nacht,
Weckt mich vom Schlummer auf? Ein Tag der Lust
und Pracht!
Die Liebe hielte mich in sanftem Arm gebunden,
Nun ruft die Freude mir zu neuen goldnen Stunden.
Von Jubel tönt die Stadt, es tönet das Gefild
Im Morgensonnenglanz wie Memnons Zauberbild.
Ich höre Lied um Lied aus tausend Kehlen dringen,
Die ihres Königs Preis und Glück dem König singen.
Einstimmig ladets mich von allen Seiten ein,
Der Glücklichste des Volks, den Göttern gleich zu sein.

Laßt jede Stunde so des Lebens mir verfließen,
Was bleibt dem Wunsche mehr? Ich habs und wills
genießen.
Rein wie der Himmel sei mein ungetrübtes Glück!
Was steigst du, Wolke dort? Verbirg dich meinem Blick!
Wie? soll die Herrlichkeit des Fests mir einzgen prangen,
Und tief in meiner Brust des Donners Ahndung bangen?
O schwaches Menschenherz, o leicht gefangner Geist,
Du schwillst, du steigst empor, wie dichs ein Schmeichler
heißt.
Ein Volk auf seinen Knien[1]) kann deinen Stolz entzücken,
Und sein Gehorsam dich, der du gebietst, berücken,
Und wann der Lüfte Macht nur dich entzündend schlägt,
Beugst kindisch du das Haupt, das frech die Krone trägt.
O Glück, das du dich mir, der Liebsten gleich, ergeben,
Komm auf der Morgenluft, mich freundlich zu umschweben.
In deinem Arm allein genieß ich froh und leicht,
Was die Geburt mir gab und was du mir gereicht.
Wie schweift mein Geist umher und dringt nach allen Seiten,
Mein ungeheures Reich noch weiter auszubreiten,
Mit hohem Siegerschritt durch alle Welt zu gehn,
Am letzten Meere nur unwillig still zu stehn.
Und doch hat sich umsonst mein Herz so hoch erhoben,
Hier rufts: Du bist nicht Herr! erkenne jenen droben.
Dein Sklave blickt herauf, du scheinst ihm herrlich groß,
Sieh du auf ihn herab, sein Loos ist auch dein Loos.
Mag stolz dein golden Bild in hundert Tempeln tronen,
Du brauchst nur engen Raum, um endlich still zu wohnen.
Beherrschest du den Tag? die Freude? den Verdruß?
Es reißt die Zeit dich hin, wohin ein jeder muß.
Er nur alleine lebt, und er wird ewig leben,
Der Himmel trägt ihn kaum, fühlt unter ihm sich beben.

[1]) Die Handschrift „Knieen“.

Im Wetter eingehüllt, tritt er mit Macht hervor,
Der Donner bringt sein Wort in mein betäubtes Ohr.
Es tönt: Du bist ein Staub, den ich im Sturm verwehe,
Du bist, o Herrlicher, die Blume, die ich mähe."

Amelie mußte ihrem Manne verschiedene Verse zweimal vorsagen, die er sehr lobte und selbst im Gedächtnis zu behalten wünschte. Nach der Zurückkonst (so) des Bruders fieng ein Streit von Neuem an, ohngefähr demjenigen gleich, den wir im vorigen Kapitel erzählt haben. Die Schwester sprach von dem Stücke mit Entzücken, Werner gab ihr im Voraus Beifall, weil er vermutete, daß das Ganze so wie der Monolog geglückt sein werde.

Wilhelm hatte viel daran auszusetzen, und weil ihm, da er sprach, viele Sachen gegenwärtig waren und er ein Resultat mancher Betrachtungen, welche die Andern nicht selbst gemacht hatten, behauptete, da ihm vertrauliche Werke der Dichtkunst vor der Seele standen, mit denen er die seinigen verglich, und als ein Künstler von den innern Federn, die ein Stück in Bewegung setzen, mit Leuten sprach, die nur nach Wirkungen, die auf sie gemacht werden, urteilten, so war es ohnmöglich, daß er sie überzeugte, besonders da er[1]) sie, wenn man es genau betrachtete, alle drei würklich Recht hatten.

Er unterließ aber doch nicht, seinen Lieblingsgrundsatz aber und abermals einzuschärfen, daß im Drama die Handlung, insofern sie vorgeht und vorgestellt werden kann, die Hauptsache sei, und daß Gesinnungen und Empfindungen dieser fortschreitenden Handlung völlig untergeordnet werden müssen, ja, daß die Charaktere selbst nur in Bewegung und durch Bewegung sich zeigen dürfen. Man gab ihm das zu, und führte gleich darauf

[1]) „er" ist zu tilgen.

Beispiele an, die das Gegenteil bewiesen. Zuletzt versicherte er, daß er seine bisherigen Arbeiten deswegen durchaus verachte, weil sie sich alle durch diesen Fehler auszeichneten. „Sie sind," sagte er, „wie Leute, die niemand schätzt, weil sie viel schwätzen und wenig tun." Amelie war darüber empfindlich und sagte scherzend: „Zeige doch nur auch von deinen neuen Sachen etwas vor, die du gemacht hast, seitdem du so gelehrt worden bist." — „Das werde ich nicht," versetzte Wilhelm, „denn ich halte, was ich nach meiner neuen Erkenntniß arbeite, für ziemlich gut, und fürchte doch immer, ob ich gleich weiß, daß ich auf dem rechten Weg bin, ich möchte nicht Kräfte haben, darauf fortzukommen, oder in der Folge, ohne die Leitung eines geschickten Meisters, mich abermals und noch gefährlicher verirren. Meine alten Sachen geb ich Euch zu Lob und Tadel preis, laßt über den gegenwärtigen mich noch im Geheimnisse brüten. Das Publikum macht selbst die Meister irre; wir Schüler können, vom Winde hin und hergetrieben, wie junge schlanke erst gepflanzte Bäume, gar nicht Wurzel fassen und laufen Gefahr zu verdorren. Dafür will ich Euch zum Beschluß die Fragmente eines kleinen Aufsatzes lesen, der in meiner Schreibetafel ist, und die mir mein Freund auf verschiedene Fragen zusandte, die ich ihm über dramatische Gegenstände bat (so). Man hat oft unter den Kritikern gehandelt, ja wohl gestritten, woher das Gefallen komme, das der Mensch am Drama, besonders am Trauerspiele hat. Man hat über den Gegenstand desselben und seine Absicht verschiedene Meinungen gehegt; hier werdet ihr philosophische Gedanken hören, die zwar etwas weither anzufangen scheinen, doch manches über diese Materie denken lassen." Wilhelm suchte das Blatt auf und las:

„Der Mensch ist durch seine Natur und durch die Natur der Dinge zu verschiedenen Schicksalen bestimmt; Lust und Schmerz, Glück und Unglück in ihren höchsten Graden sind ihm gleich entfernt und gleich nah[1]). Von dem Übeln, von dem Guten ist ihm, wenn ich es so nennen darf, eine Vorahndung gegeben, die zugleich innigst mit der Kraft verbunden ist, die Bürden des Lebens auf sich zu nehmen und zu tragen.

Jede Seele wird in dem Gange der Tage zu dem, was ihr bevorsteht, mehr oder weniger zubereitet, sodaß ihr meistens das Außerordentliche, wenn es vorkommt, besonders sobald die ersten Augenblicke der Überraschung vorüber sind, gewöhnlich bekannt und erträglich scheint, und ob ich gleich nicht läugnen will, daß viele bei unvermutetem Glück und Unglück sich sehr ungeberdig stellen, so finden wir doch auch, daß Manche, denen wir sonst die Stärke der Seele nicht zuschreiben können, ein seltnes Glück mit Gleichmut und ein hereinbrechendes Unglück mit Gelassenheit auf sich nehmen. Wir sehen oft Menschen, die durch nichts Außerordentliches bezeichnet sind, Schmerzen, Krankheit, Verlust der Ihrigen, mit stiller Standhaftigkeit ertragen und selbst dem eigenen Tode als etwas Bekannten und Notwendigen entgegen gehen.

Daß die Vorahndung des Guten bei allen Menschen mit dem Wunsche, es zu besitzen, verbunden sei, ist natürlich und fällt bald in die Augen; daß aber auch der Mensch eine Art Lüsternheit nach dem Übel und eine dunkle Sehnsucht nach dem Genusse des Schmerzens habe, ist schwerer zu bemerken, mit andern Gefühlen verwandt, unter andern Symptomen verhüllt, die uns leicht von unserer Betrachtung abführen können.

---

[1]) Die Handschrift „nach".

Es ist lange gesagt worden, daß der gleichgültige Zustand derjenige sei, dem der Mensch am meisten zu entfliehen suche. Sobald Seele und Körper durch Schlaf und Ruhe in den Zustand der Behaglichkeit versetzt sind, so verlangen beide wieder sich zu regen, zu würken, gereizt, gerührt und so ihres Daseins gewahr zu werden. Tausendfältig ist das Verlangen, diesen Reiz zu genießen; der einfachere Mensch bedarf des einfacheren, geringeren, schwächeren, der ausgebildete des manichfaltigen, stärkern, wiederholtern. Diese Begierde ist so gewaltig, daß sie selten in den Grenzen ihrer Kräfte bleibt, und daß selbst der Mäßigscheinende zwar nicht jeden Tag seines Lebens betrunken schließt, doch aber die ganze Summe seines Daseins früher, als es bestimmt war, aufzehrt.

Von jedem, was dem Menschen Sonderbares begegnet, wird er innig gerührt. Ein Übel, das vorüber ist, wird ihm zu einem Schatze der Erinnerung für sein ganzes Leben. Was Andern Sonderbares widerfährt, davon sind die Geschichten höchst willkommen, sie seien nun aus der vergangnen Zeit aufbewahrt, oder sie werden zu uns als Neuigkeiten von fremden Weltgegenden herübergebracht. Am stärksten aber wird das Volk gerührt von Allem, was unter seine Augen gebracht wird. Weit mehr als eine ausführliche Beschreibung zieht ein gesudeltes Gemälde, ein kindischer Holzschnitt den dunkeln Menschen an. Und wie viel Tausend sind, die in dem vortrefflichsten Bilde nur das Märchen erblicken. Die großen Bilder der Bänkelsänger drücken sich weit tiefer ein als ihre Lieder, obgleich auch diese die Einbildungskraft mit starken Banden fesseln.

Was kann nun einen größern Eindruck auf die Menge machen, als wenn der Held selbst gleichsam vor ihnen

aus dem Grabe aufersteht, vor ihnen handelt, spricht, sein Innerstes entdeckt, leidet, und in der erdichteten Gefahr zuletzt umkommt? Wie viel Tausende werden unwiderstehlich nach einer Exekution, die sie verabscheuen, hingerissen, wie ängstet sich die Brust der Menge für den Übeltäter, und wie viele würden unbefriedigt nach Hause gehen, wenn er begnadigt würde, und ihm der Kopf sitzen bliebe? Das sprudelnde Blut, das den bleichen Nacken des Schuldigen färbt, besprengt die Einbildungskraft der Zuschauer mit unauslöschlichen Flecken; schaudernd, lüstern blickt die Seele wieder nach Jahren zu dem Gerüste hinauf, läßt alle fürchterliche Umstände wieder vor sich erscheinen und scheut es sich selbst zu gestehen, daß sie sich an dem gräßlichen Schauspiele weidet. Viel willkommner sind jene Exekutionen, welche der Dichter veranstaltet.

Der gesunde Mensch kann durch nichts gerührt werden, daß nicht zugleich die Saiten seines Wesens erschüttert werden sollten, von denen die entzückenden Harmonien des Vergnügens auf ihn herabströmen. Und selbst grausame zerstörende Begierden, worüber man sich auch bei Kindern entsetzt, die man durch Strafen zu vertreiben sucht, haben geheime Wege und Schlupfwinkel, wodurch sie zu den allersüßesten Vergnügungen hinübergehen. Alle diese innerlichen Gänge und Wege werden durch Schauspiele, besonders durch die Tragödie mit elektrischen Funken durchschüttert, und ein Reiz ergreift den Menschen; je dunkler er ist, je größer wird das Vergnügen.

Die Begriffe, die sich Menschen von Menschen und Dingen machen, sind so dunkel, so verwirrt, so unvollständig, daß ein albernes qui pro quo sie im mindesten

nicht irrt. Karl XII. wird an seinen Stiefeln und zugeknöpften (so) Rock, vorzüglich aber an seinen straupigen Haaren, Heinrich IV. an seinem Knebelbart und Halskrause erkannt, und man nimmt die widersprechendsten Repräsentanten gerne für die abgeschiedne Majestät. Und ich behaupte sogar, daß, je mehr das Theater gereinigt wird, es zwar verständigen und geschmackvollen Menschen angenehmer werden muß, allein von seiner ursprünglichen Würkung und Bestimmung immer mehr verliert. Es scheint mir, wenn ich ein Gleichnis brauchen darf, wie ein Teich zu sein, der nicht allein klares Wasser, sondern auch eine gewisse Portion von Schlamm, Seegras und Insekten enthalten muß, wenn Fische und Wasservögel sich darin wohl befinden sollen.

Indem ich die Feder niederzulegen genötigt bin und auf das, was ich geschrieben, zurücksehe, so sehe ich, daß ich so verworren und unvollständig bin, als irgend einer, der eine solche Materie zu behandeln gewagt hat. Lassen Sie durch diese flüchtige Gedanken nur bei sich Gedanken erregen. Vielleicht sprechen wir nächstens über das Possenspiel, und ihre vornehme Tochter, die Komödie. Dabei dürfen wir, wenn wir auf den Grund kommen wollen, weder Zigeuner noch Bärentanz noch die gefährlichen Sprünge und Verdrehungen herumziehender Wagehälse vergessen."

Unsere Freunde waren eben im Begriffe, jeder nach seiner Art, den schweren Stein dieser Lektüre anzufassen, zu wälzen und womöglich ihm einige seiner scharfen Ecken abzuschlagen — denn so ist meistenteils der Leser gebildet, daß er jede Sache gerne rund in seine Hände nehmen mögte, um sie recht mit Bequemlichkeit zu betrachten und

nachher wie eine Kegelkugel zu seiner Absicht vor sich hinzurollen, als sie durch eine Erscheinung unterbrochen wurden, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

6. und 7. Kapitel.

Der Anfang von 6 hier: „Es kam eine Partie gewaffneter Leute durchs Feld her“ usf. = Lehrjahre I 13. Das 7. Kapitel schließt (ungefähr = Lehrjahre I 14 am Ende): „nach einigen Tagen abreisen, und einen Ort suchen, wo eine Truppe ihre Nahrung fand.“ Der Inhalt stimmt in der Hauptsache überein; im einzelnen finden sich freilich auch stärkere Abweichungen.

8. Kapitel.

Es war Sonntag geworden, und Wilhelm hatte sich noch nicht wieder zu Hause sehen lassen. Sein Schwager legte es aus, wie es auch wirklich war, daß er die Zeit teils zur Versöhnung der Familie, teils zu seinem Vergnügen würde angewendet haben. Es war ein Festtag, und jedes wünschte spazieren zu gehen. Vater und Mutter, Frau, Handelsdiener, Knechte und Mägde hatte Werner ausgehen lassen, und blieb zu Hause, wo er sich gerne aufhielt. Wilhelms Großvater, der in dem Handel viel gewonnen hatte, erbaute das Haus zuerst; allein unter der Verwaltung des Vaters hatte es viel von seinem bürgerlichen Glanze verloren, welchen Werner nach und nach wieder herzustellen bemüht war. Er gieng herum und sah, wie weit die Handwerksleute in der Woche gekommen waren, und was in der nächsten zu tun übrig bleiben würde. Das Dach war völlig hergestellt; statt mehreren morschen Balken andere eingezogen, statt verfaulter und ausgewitterter Bretter neue angeschlagen; der Mauerer arbeitete, die gesprungenen Wände

auszuzwicken, und der Tüncher, ihnen Glätte und Ansehen zu geben; inwendig war auch schon viel getan: alle Zimmer und Säle geweißt, statt des alten verrauchten, dunkeln Tafelwerks die Wände mit neuen bunten Farben angemacht, oder mit Kattunpapier beschlagen. Genug, wo man hintrat, sah man die Spuren des entstehenden Lebens, das sich zu einer langen Dauer Hoffnung machte. Werner besahe dies alles mit großer Zufriedenheit und fieng nun an, da er das Notwendige bald geendiget fand, auch an das Vergnügliche zu denken, um solches, wenn es ihm die Kasse erlauben würde, nach und nach zu vollenden.

In der Mitte des Hauses war ein großer, mit Sandplatten belegter Hof, der auch seit Werners Regierung wieder im Sommer einen angenehmen Aufenthalt abgab; was ihn sonst anfüllte und entstellte, war auf die Seite, und jedes an seinen Ort in die Ställe, Remisen und auf die Böden gebracht worden. Gereinigt diente er nunmehr zum Sammelplatze und Spaziergange der Familie. Im Grunde desselben stand eine künstliche Grotte, wo ehemals Wasser gesprungen hätte, wovon aber die Röhren in Unordnung gekommen, und viele von den Zierraten abgebrochen worden waren. Solches wieder in Ordnung zu machen hatte Werner schon Perlemuttermuscheln, Korallen, Bleiglanz, und was dazu gehört, verschrieben und hoffte bald wieder alles in Ordnung zu sehen, und bei dem springenden Wasser Sonntags mit guten Freunden ein Glas Wein zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. Nachdem er dieses alles bedacht, stieg er auf den obern Teil des Hauses, wo zwischen ein paar Dachgiebeln ein Altan angebracht war, den er in dem schlimmsten Zustande fand. Auch hier spekulierte er auf neue Orangenkasten, bunte Scheiben, fremde Ge-

wächse, womit er seinen hangenden Garten auszieren, und sich zwischen den Schorsteinen ein kleines Paradies schaffen wollte. Der Abend kam herbei, er stieg herab, besuchte noch im Vorbeigehen die Gewölbe, sah nach den Zuckerkisten, Coffeefässern (so) und nach den Seronen[1]) Indigo, für welche er, weil es guter Handel war, eine besondere Zärtlichkeit hatte. Er setzte sich darauf ins Comptor, schlug seine Handelsbücher nach, und ergötzte sich in dieser Lektüre, da ihm der offenbare Vorteil daraus in die Augen leuchtete, mehr als wenn es die geschmackvollste Schrift gewesen wäre.

Hierüber trat Wilhelm herein, der, ganz voll von seinem Abenteuer und den schönen Gegenden, die er in Gesellschaft einiger[2]) Bekannten besucht, seinen Schwager mit großer Lebhaftigkeit davon unterhielte. Dieser gab ihm zwar mit seiner gewöhnlichen Langmut Gehör, doch war er diesmal selbst von eigener Leidenschaft so angefüllt, daß er auf die Fragen Wilhelms, was er bisher gemacht habe, das Gespräch auf diejenige Dinge lenkte, die ihn am meisten interessierten.

„Ich gieng soeben," sagte Werner, „unsere Bücher durch, und bei der Leichtigkeit, wie sich der Zustand unseres Vermögens übersehen läßt, bewunderte ich aufs Neue die großen Vorteile, welche die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne gewährt. Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder guter Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen. Die Ordnung und Leichtigkeit, alles vor sich zu haben, vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben und wie ein Mensch" usf. Fortsetzung in den

[1]) Ein Packmaterial. Die Handschrift hat „Zeronen"; auch die Form „Suronen" kommt vor; vgl. zur Stelle Ersch und Gruber unter Indigo, S. 395, 2. Sp. [2]) Die Handschrift ohne „r".

Lehrjahren I 10 bis zu „überzeugen“; hierauf: „daß man viele Fähigkeiten des Geistes mit Nutzen und Vergnügen dabei anwenden kann.“

„Es ist möglich,“ versetzte Wilhelm, „daß ich einige Neigung, ja vielleicht Leidenschaft für den Handel hätte fühlen können, wenn er mir nicht von Jugend auf in seiner kleinlichsten Gestalt bange gemacht hätte.“ — „Du hast recht,“ versetzte jener, „und die Schilderung des personifizierten Gewerbes in einem jugendlichen Gedichte, davon du mir erzähltest, paßt fürtrefflich auf die Krämerei, in der du erzogen bist, nicht auf den Handel, den du kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt hast. Glaube mir, du würdest für deine feurigste Einbildungskraft Beschäftigung finden, wenn du die Scharen rühriger Menschen, die wie Ströme die ganze Welt durchkreuzen, wegführen und zurückbringen, mit dem Geiste erkennen solltest. Seitdem unser beiderseitiges Interesse so nahe verbunden ist, habe ich immer gewünscht, es mögten es auch unsere Bemühungen sein. Ich konnte dir nicht zumuten, in einem Laden mit der Elle zu messen, mit der Wage zu wägen; laß uns das durch unsere Handelsdiener nebenher betreiben, und geselle dich hergegen zu mir, um durch alle Art von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führet“ usf. wie in den Lehrjahren I 10 bis „Freude machen wird“. Danach in der alten Fassung:

„Aber freilich muß man erst in dieser Zunft Genosse werden, das dir wohl schwerlich an diesem Orte geschehen kann. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und es würde dir auf alle Fälle vorteilhaft sein, eine Reise zu tun. Wilhelm schien nicht abgeneigt usf. = Lehrjahre a. a. O. bis „geholt hat“. Dann in der Handschrift:

Wagschale. Sie wurden bald des Handels einig und das Nötige herbeigeschafft und besorgt.

(Ende des zweiten Buches.)

Viertes Buch.

Aus dem 1. Kapitel.

... [1]) Das Kind war still, und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Doch ich weiß nicht, warum wir uns mit der kleinen Kreatur abgeben, zu einer Zeit, da wir unsern Helden selbst in einer kritischen Situation verlassen haben. Es wird kaum einer unser (so) Leser sein, der nicht zu erfahren wünschte, wie es Wilhelmen auf dem Theater ergangen, und doch fast keiner, der sich es nicht besser vorstellte, als wir es erzählen könnten. Auch finden wir ihn erst auf seinem Zimmer wieder, nachdenklich, ausgekleidet sitzen.

Er sah vor sich nieder, war in tiefen Betrachtungen, und wenn er die Halbstiefel nicht erblickt hätte, die man ihm auszuschnüren vergessen, so hätte er sein ganzes Abenteuer für einen Traum gehalten. Noch klang ihm der laute Beifall, das betäubende Klatschen der Menge in die Ohren, noch fühlte er die Bewegung von Loge zu Loge sich bei einer schönen und starken Stelle verbreiten, und er empfand bei diesem ersten seltsamen Versuche, was er sich als das Glück des Meisters ehmals gedacht hatte. Er genoß ganz den köstlichen Eindruck, der Mittelpunkt zu sein, worauf eine Masse versammelter Menschen ihre Aufmerksamkeit richtet, und wenn wir gleichnisweise reden dürfen, sich als der Schlußstein eines großen Gewölbes zu fühlen, wohin tausend Steine,

[1]) Der Anfang = Lehrjahre III 1.

Reise noch Geld einbringen." — „Das möchte so gar gewiß nicht sein," versetzte Wilhelm, „ob ich dabei so viel lerne, das Gelds wert sein möchte." — „So verstehe ichs auch nicht," sagte jener. „Du kannst unterwegs mit der größten Bequemlichkeit Geschäfte machen, die uns einträglich sind. Ich habe aus unsern Büchern neulich alle Schulden ausgezogen, die an allen Orten und Enden unserer Handlung zurückstehen; ich setze dir die nötigen Erläuterungen auf, gebe dir die Papiere mit, und du kannst auf deinem Wege spielend nicht allein dein Reisegeld überall mitnehmen, sondern mir auch von Zeit zu Zeit etwas schicken; denn es sind ansehnliche Summen drunter, die ich nicht ganz verloren gebe." — „Es ist freilich keine angenehme Beschäftigung," sagte Wilhelm, „Schulden zu mahnen." — „Es kommt nur auf die Gewohnheit an," sagte Werner, „und man wird leichter mit den Leuten fertig, als man denkt. Ich halte sehr viel auf die Gegenwart, man kommt viel schneller mit seinen Schuldnern auseinander und macht sich leicht neue Kunden; die Menschen wollen angetrieben sein. Wir müssen darüber weiter sprechen, und du wirst gar bald und gerne dich mit meinen Gedanken vereinigen. Der Vater ist es leicht zufrieden, es war ja schon vor deiner Krankheit die Absicht. Kommst du alsdann wieder, so hast du doch alles gesehen, hast die Leute kennen lernen und wirst dich endlich gewiß in Geschäften an meiner Seite gerne bearbeiten. In großen Städten siehst du dich um und besuchst die merkwürdigen Fabriken und Gebäude, findest abends gute Gesellschaften, auch ein wohleingerichtetes Theater, welches ich dir zu sehen wohl einmal gönnen möchte." — Was hier Werner zuletzt vorbrachte, war das, woran Wilhelm zuerst gedacht hatte, und das schwerste Gewicht in seiner

Wagschale. Sie wurden bald des Handels einig und das Nötige herbeigeschafft und besorgt.

(Ende des zweiten Buches.)

Viertes Buch.

Aus dem 1. Kapitel.

. . . [1]) Das Kind war still, und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Doch ich weiß nicht, warum wir uns mit der kleinen Kreatur abgeben, zu einer Zeit, da wir unsern Helden selbst in einer kritischen Situation verlassen haben. Es wird kaum einer unser (so) Leser sein, der nicht zu erfahren wünschte, wie es Wilhelmen auf dem Theater ergangen, und doch fast keiner, der sich es nicht besser vorstellte, als wir es erzählen könnten. Auch finden wir ihn erst auf seinem Zimmer wieder, nachdenklich, ausgekleidet sitzen.

Er sah vor sich nieder, war in tiefen Betrachtungen, und wenn er die Halbstiefel nicht erblickt hätte, die man ihm auszuschnüren vergessen, so hätte er sein ganzes Abenteuer für einen Traum gehalten. Noch klang ihm der laute Beifall, das betäubende Klatschen der Menge in die Ohren, noch fühlte er die Bewegung von Loge zu Loge sich bei einer schönen und starken Stelle verbreiten, und er empfand bei diesem ersten seltsamen Versuche, was er sich als das Glück des Meisters ehmals gedacht hatte. Er genoß ganz den köstlichen Eindruck, der Mittelpunkt zu sein, worauf eine Masse versammelter Menschen ihre Aufmerksamkeit richtet, und wenn wir gleichnisweise reden dürfen, sich als der Schlußstein eines großen Gewölbes zu fühlen, wohin tausend Steine,

[1]) Der Anfang = Lehrjahre III 1.

ohne ihn zu belästigen, drucken, und der sie ohne Arbeit und Gewalt bloß durch seine Lage zusammenhält, da sie sonst schnell in einem verworrenen Schutt zusammenstürzen würden. Seine Einbildungskraft ließ sie auch nach vollendetem Stück nicht auseinander, er hielte sie noch wenigstens dem Geiste nach zusammen, und war überzeugt, daß jeder einzeln zu Hause mit den Seinigen und in dem Seinigen die guten edeln Taten und lebendigen Eindrücke des Stückes nachempfinden würde. Er hatte nicht verlangt zu Abend zu essen, Mignonen zum ersten Male unbemerkt weggeschickt, und dachte nicht eher zu Bette zu gehen, als sein heruntergebranntes Licht ihn dazu nötigte. Den andern Morgen, nachdem er sich in einem langen Schlafe erholt hatte, stieg er auf wie aus einem Rausche erwachend. Der Überrest der Schminke auf seinen Backen und die in wundersamen Locken noch durcheinander fallenden Haare machten ihm seinen gestrigen Zustand wieder lebendig und bei nüchternem Mute einen seltsamen Eindruck auf ihn.

Aus dem 13. Kapitel.

... in eine Zirkulation brachte[1]), wodurch unser Freund in einen Zustand versetzt wurde, der sich von seinem bisherigen gedruckten und armseligen Leben wirklich unterschied. Die Gefühle von dem Adel seines Wesens, von der Höhe seiner Bestimmung, das Mitgefühl des Guten und Großen unter den Menschen hervorzubringen, ward aufs Neue in ihm lebendig; er pries den Alten und beneidete ihn zugleich, daß er diese Stimmung in seiner Seele hervorgebracht hatte, und wünschte nichts mehr, als mit ihm zu (so) Verbesserung und Bekehrung der Welt gemeine Sache zu machen.

---

[1]) Vgl. Lehrjahre II 13 am Schluß.

Seine alten Ideen von Hoffnung und Zuversicht, die er dem Theater geschenkt hatte, wurden wieder rege; er knüpfte mit unglaublicher Schnelligkeit wieder das Höchste, daß ein vernünftiger Mensch, der damals in sein Gehirn hinein geschaut hätte, ihn notwendig müßte für wahnsinnig gehalten haben. Er verließ die elende Kammer mit dem größten Widerstreben, als ihn die Nacht zu weichen zwang, und er war niemals unschlüssiger gewesen, was er tun wollte, könne, solle, als auf dem Wege, den er nach dem Quartiere nahm.

Aus dem 16. Kapitel[1]).

Diese Gedanken wurden durch eine Rückkehr auf sich selbst unterbrochen; denn er schwankte zwischen Zweifel und Notwendigkeit. Er konnte voraussehen, daß er mit auf das Schloß des Grafen werde gehen müssen, und hatte tausend Ursachen, es nicht zu tun. Wenn sich der Mensch in Umständen befindet, die zu dem Raume, den sein Geist einnehmen sollte, in keinem Verhältnisse stehen, wenn er eingeengt, umwunden und verstrickt ist, und er lange dagegen gearbeitet hat, gewöhnt er sich endlich zu einer dunkeln, gutmütigen Geduld und folgt gelassen den trüben Pfaden seines Schicksals. Wenn dann manchmal ein Blitz aus einer höheren Sphäre ihn umleuchtet, schaut er freudig auf, die Seele erhebt sich, er fühlt sich wieder; doch bald, von der Schwere seines Zustandes niedergezogen, giebt er das wieder geahndete Glück mit gelindem Murren wieder auf und überläßt sich nach geringem Widerstreben der Gewalt, die den Stärkern wie den Schwachen dahin

[1]) Vgl. dazu Lehrjahre II 14 etwa von „Er erinnerte sich der Zeit"; doch setzt erst bei „Nichts ist rührender" die Übereinstimmung ein.

reißt. Und doch kann man einen solchen Menschen glücklich nennen im Vergleich mit andern, die sich in Umständen befinden, in denen sich unser Freund befand. Seit jener Überraschung, die ihn auf das Theater brachte, hatte er noch nicht Zeit gehabt, zu sich selbst zu kommen. Die heimlichen Wirkungen eines Schrittes gingen immer in seinem Herzen fort, ohne daß er sich dessen bewußt war; nur gleichsam im Traume erinnerte er sich jenes glücklichen Abends, wo er sich seiner liebsten innigsten Leidenschaft im Taumel ergeben hatte; die süße Befriedigung des Beifalles labte ihn noch in stiller Erinnerung; er nährte ein heftiges Bedürfnis, sich jenen Genuß wieder zu verschaffen. Die Anhänglichkeit des Kindes, dieser geheimnisvollen Kreatur, gab seinem Wesen eine gewisse Konsistenz, mehr Stärke und Gewicht, welches immer geschieht, wenn zwei gute Seelen sich miteinander vereinigen, oder auch nur sich einander nähern. Die flüchtige Neigung zu Philinen regte seine Lebensgeister zu einer anmutigen Begierde; mit Harfenspiel und Gesang erhub ihn der Alte zu den höchsten Gefühlen, und er genoß in Augenblicken mehr würkliche und würdigere Glückseligkeit, als er sich von seinem ganzen Leben erinnerte. Dagegen legten sich alle leidige irdischen Lasten auf die andere Schale: die Gesellschaft, in der er sich befand, und die man beinahe schlecht nennen durfte, ihre Unfähigkeit als Schauspieler und die Einbildung auf ihre Fähigkeiten, die unerträgliche Ansprüche Philinens, die enge Politik Melinas, die Forderungen seiner Frau, die Notwendigkeit, das teure Kind früher oder später seinem Schicksale zu überlassen, der Mangel an Gelde und an irgend einem schicklichen Mittel, ihm abzuhelfen. So schwankte die Schale herüber und hinüber, oder vielmehr, aus so widersprechend gefärbten Faden war das

Gewebe gewebt, daß es wie ein übelschielender[1]) Taft zugleich angenehm und widrige Farben aus einer Falte dem Auge entgegenwarf, und wenn mir Gleichnisse zu häufen erlaubt ist, wie aus Seide und grobem Hanfe war diese Flechte gezwirnt, geflochten und verknotet darzu, daß es unmöglich war, eins von dem andern zu sondern, und unserm Helden nichts übrig blieb, als sich in diese Bande zu ergeben, oder alles miteinander durchzuschneiden.

Solche Umstände sind es, in denen sich ein guter, auch entschlossner Mensch jahrelang hinschleppt, und weder Hand noch Fuß zu rühren wagt, in einem immer leidenden Zustande bleibt, wenn ihn die größte Not nicht zu wählen und zu handeln treibt. Aber auch alsdenn ist ihm nicht geholfen. Selten, daß der Mensch fähig ist und daß es ihm das Schicksal zuläßt, nach einer Reihe von Leben, nach einer Folge von Verbindungen, mit sich selbst und andern ganz reine Wirtschaft zu machen; man entschließt sich so ungern zum Bankerotte wie zum Tode, und sucht sich mit Borgen und Zahlen und Vertrösten, mit Paktieren und Flicken so lange hinzuhalten als möglich. Der Geist beschäftigt sich, arbeitet immer, wie er zu einem freien, ganzen, reinen Zustande gelangen könne und der Augenblick nötigt ihn immer in der Enge halb, vielleicht gar schief zu handeln, ein Übel für das andre zu ergreifen, und, wenn das Glück groß ist, aus dem Regen in die Traufe zu schwanken; dies ist es, was oft wiederholt Herr über den besten Kopf wird, was heftige leidenschaftliche Menschen in eine Art von Wahnsinn versetzt, der in der Folge ganz und gar unheilbar werden muß.

Wie sehr fühlte Wilhelm die Beschwerden dieses Zustandes, und wie vergebens arbeitete er, um sich daraus

[1]) Zu lesen „schillernder".

zu versetzen. Sein altes bürgerliches Verhältnis war schon wie durch eine Kluft von ihm getrennt, und er in einen neuen Stand aufgenommen und eingeweiht, da er noch als Fremdling in dessen Vorhöfen zu verweilen glaubte. Sein Geist ward vom Hin- und Widersinnen müde. Er gieng endlich gedankenlos im Zimmer auf und nieder, sein gepreßtes Herz strebte nach Erleichterung, und eine bängliche Wehmut bemächtigte sich seiner. Er warf sich in einen Sessel und war sehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob sie ihn aufwickeln dürfe. — Das Kind war eine Zeither stiller und immer stiller geworden. Wilhelm hatte sie, ohne es zu merken, vernachlässigt, sie fühlte es desto tiefer.

Nichts ist rührender usw. = Lehrjahre II 14.

Aus dem 11. Kapitel.

„Mein Bester," rief Herr von C. aus, als er ihn ansichtig wurde, „Sie sehen mich im Begriffe, auch auf einen Schauplatz zu eilen, wo man ernsthaftere Stücke aufführt, wo jeder seine Rolle nur einmal spielt und wo niemand, der seinen fünften Akt geendet, wiederkehren kann." — „Wie Unrecht haben Sie, mein Herr," versetzte Wilhelm, den weiten Raum jener freien männlichen Taten mit den engen Schranken unsrer kindischen Spiele zu vergleichen! Wie glücklich sind Sie, daß Ihr Schicksal Sie an Orte führt, wo der ganze Mensch seine besten Kräfte anwenden kann, wo alles, was er in seinem Leben geworden, wozu er sich gebildet, in Einem Augenblicke wirksam werden und sich in seinem höchsten Glanze zeigen muß. Wie sehr hoffe ich mich in meinem geringen Zirkel zu ergötzen, wenn der Ruhm mir Ihren Namen nennt und mir zugleich versichert, daß das Glück auf Seiten des Verdiensts gestritten hat!" — „Ich erwarte, mein

Freund," versetzte Herr von C., „daß mein Schicksal ein viel stilleres und unbedeutenderes Ende nehmen werde, und ich bin auch damit ganz wohl zufrieden. Sie mögen wohl Recht haben, wenn Sie nicht erlauben wollen, daß man das, was uns begegnet, was wir unternehmen, einem Schauspiele vergleichen (so), da es wirklich um ein großes Teil ernsthafter ist, und das wenigste, was geschieht, gesehen werden kann. Die guten müßigen Zuschauer erblicken von Weitem das gefährliche Getümmel, worinnen, wie in der übrigen Welt, im Verborgnen, von stiller Nacht, oder von Rauch und Dampf bedeckt, die edelsten Taten für die Vergessenheit geschehen, indeß nur wenige, durch ein unbilliges Glück begünstigt, den Ruhm, der vielen gebührt, auf sich häufen und hinwegnehmen. Es ist ein Glückspiel und Sie wissen wohl, mein Freund, wie wenig dieses unter edlen und unedlen Menschen, unter Verständigen oder Toren, unter Tapferen oder Feigen einen Unterscheid macht." — „Wie," rief Wilhelm aus, „und Ihre ganze Seele glüht nicht, sich hervor zu tun, Sie werden nicht mit ungestümer Begierde fortgerissen, Ihre Taten, Ihren Namen als Muster der Nachwelt zu hinterlassen?" — „Mit nichten, mein Freund," versetzte der Andere. „Ich bin gewohnt, in meinem Handwerke und an dem Platze, wo ich bin, meine Schuldigkeit zu tun; ich werde meine Schuldigkeit tun und das Übrige geruhig abwarten. Wenn ich dadurch den Offizieren, den Soldaten von meiner Compagnie mit einem Beispiele vorgehe, daß sie in dem, was für sie gehört, fester, mutiger und gewisser handeln, und, wenn ich als ein braver Mann umkomme, es nur diese wissen, nur allenfalls mein Regiment darauf aufmerksam wird, so habe ich mehr getan als Mancher, dessen Name durch einen Zufall, der für die Seinigen

von keinem Vorteile ist, in Zeitungen ausgestreut wird. Glauben Sie mir, der Ruf ist eine ohnmächtige Gottheit, er gleicht an Willkür dem Winde und hält sich hart an den Zufall. Man giebt ihm hundert Zungen, und wenn man sie zu Millionen vermehrte, so würde er nicht den millionsten Teil von dem, was täglich Gutes heimlich in allen Ständen geschieht, verkündigen können, und wenn er es verkündigte, wer wollte darauf achten? Nur die rohesten Gunstbezeugungen des Glückes, nur die strengsten Anfälle des Übels sind seinen zerstreuten Augen bemerkbar; und was hat der Held vor Allen voraus, um der gerühmteste aller Gerühmten zu sein? Nichts, als daß der Niedrigste im Pöbel sehen und begreifen kann, er habe seinen Feind in die Flucht geschlagen, ihn unter die Füße getreten. Vielleicht hat ein Anderer, vielleicht eben derselbige Mann zu einer andern Zeit weit gefährlichere Feinde zu überwinden, mehr Größe des Geistes, mehr Stärke der Seele, mehr Heldenmut angewendet, und wer hat es bemerkt, oder wer war fähig es zu bemerken?" — „Sie kennen die Welt länger und besser als ich," versetzte Wilhelm, „und ich selbst habe nicht Ursache, das Beste von ihr zu vermuten; doch ist das, was Sie mir sagen, so sehr allen Begriffen der Jugend, allen unsern Wünschen zuwider, daß ich mich nicht entschließen kann, Ihnen ganz Beifall zu schenken, daß ich geneigter bin, einem hypochondrischen Zuge Ihres Charakters mehr Anteil an diesen Gesinnungen zu geben, als er doch wohl nicht haben mag." — Herr von C. lächelte und versetzte: „Ich möchte Sie nicht gerne anstecken, und unsere Zeit ist zu kurz, als daß wir[1]) diese Sache ausführlich durchsprechen könnten. Nur eins merken Sie sich als dramatischer Schriftsteller

[1]) Die Handschrift „mir".

und lassen sich es immer gesagt sein, so sehr wir auch schon lange darüber einig sind: Lernen Sie daraus, daß man nur recht sichtbare, starke, grobe, ausgezeichnete Züge dem Volke aufstellen müsse, und daß das Feinere, Innigere, Herzlichere weniger Wirkung tut, als man denkt, besonders wenn man Effekt auf die Menge machen will, die doch am Ende immer bezahlt." Sie mußten sich in diesem Augenblicke trennen, sahen sich einige Tage nachher nur auf wenige Worte wieder und verschwanden sich einander zuletzt, ohne recht Abschied genommen zu haben.

Aus dem 1. Kapitel.

Zum Ende sei noch die erste Strophe des Mignonliedes „Kennst du das Land" in der Gestalt wiedergegeben, die unsere Handschrift bietet. Schon aus Herders Nachlaß war die ältere Fassung des zweiten und des letzten Verses bekannt (Suphan, Goethejahrbuch II (1881), S. 144, A. 1), dagegen nicht das wundervoll belebende „froh" der vierten Zeile.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im grünen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und froh der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin!
Mögt ich mit dir o mein Gebieter ziehn.



Bücher-Anzeigen

Raschers Jahrbuch

I.

Herausgegeben von **Konrad Falke.**

441 Seiten Text mit 16 ganzseitigen Illustrationen auf Mattkunstdruckpapier.

Preis broschiert **Fr. 7.35,** gebunden **Fr. 8.70.**
„ „ **Mk. 6.—,** „ **Mk. 7.—.**

Inhalt:

Charlot Straßer, Das Tanzfest im Kamesseh. Erinnerungen aus Japan (mit Abbildungen).
Carl Friedrich Wiegand, Trauermarsch (Gedicht).
Robert Faesi, Alfred Kerrs Theaterkritik.
Adolf Frey, Bergaufenthalt (Gedicht).
Dominik Müller, Feliza (Novelle).
Oscar Wettstein, Bundespolitik.
Josef Victor Widmann, Berner Gschichtli (3 Gedichte).
Hans Schuler, Die Förderung des schweizerischen Außenhandels.
Carl Albert Loosli, Der Hubbauer (Novelle).
Julius Frey, Die finanzielle Kriegsbereitschaft der Schweiz.
Alfred Huggenberger, Das Höflein (Gedicht).
Otto Kollbrunner, Paraffinprothesen.
Gottfried Bohnenblust, Weltensturm (Gedicht).
Maria Waser, Künstlerische Handschrift (mit Abbild.).
Hans Mühlestein, Wieder klar (Gedicht).
Eduard Fueter, Eine natürliche Weltsprache.
Emanuel von Bodman, Herbstlicher Garten (Gedicht).
Carl Albrecht Bernoulli, Nietzsches Lou-Erlebnis.

Max Geilinger, Überraschung (Gedicht).
Carl Friedrich Wiegand, Detlev v. Liliencron.
Hermann Hesse, Trauer (Gedicht).
Hector G. Preconi, Die Legende von Gabriele d'Annunzio.
Charlot Straßer, Hochzeitscarmen (Gedicht).
Hans Jelmoli, Zur Psychologie des Chores in der musikalisch-dramatischen Kunst.
Albert Steffen, Naturgenuß.
Rudolf Wilhelm Huber, Eine Wette (Novelle).
Alfred Kutschera, Ein Tag auf einer portugiesischen Kakaoplantage.
Carl Spitteler, Die Giganten (aus dem „Olympischen Frühling").
Alfred de Quervain, Land und Leute in Grönland.
Konrad Falke, Liebe im Herbst (Novelle).
Robert Julian Hodel, Messina.
Felix Moeschlin, Mädchenlied (Gedicht).
Hans Trog, Wieland und die Aëronautik.
Konrad Falke, Das Gordon-Bennett-Wettfliegen in Zürich (mit Abbild.).

Preßstimmen:

„Neue Zürcher Zeitung": „Ein neues Unternehmen, das sich gleich mit dem I. Band vortrefflich einführt, sodaß man ihm zum Willkomm nichts herzlicher wünschen kann, als daß dem I. noch eine stattliche Nachfolge beschieden sein möge. Der junge, kräftig und mutig ausgreifende Zürcher Verlag von Rascher & Co. gibt diesem Jahrbuch den auszeichnenden Titel . . . Für den Wert des 440 Seiten starken Bandes spricht wohl nichts so laut, als daß er sich von Anfang bis Schluß mit Interesse und Genuß lesen läßt."

„Züricher Post": „Der vorliegende 440 Seiten starke Band ist ein verheißungsvoller Anfang. Der Herausgeber erklärt, daß er noch nicht in allen Teilen das erreichte, was ihm vorschwebte. Wir Leser werden zufrieden sein, wenn die künftigen Bände dieses Jahrbuchs nur dem ersten nicht nachstehen. Wir werden alsdann

auf jeden Fall stets ein Buch erhalten, in dem zu lesen Gewinn und Freude ist."

„Bund": „Die Beiträge . . . rühren in ihrer Mehrzahl von der jüngeren Generation unserer Schweizer Dichter und Schriftsteller her. Das verleiht dem Buche den Charakter eines Salons, in dem sich eine Menge geistvoller Personen ein Stelldichein gegeben haben, um fröhlich Konversation zu machen und in zwangloser Reihenfolge das Wort zu längerer oder kürzerer Rede zu ergreifen. Jeder bringt, was ihn individuell interessiert; alle möglichen Themata kommen zum Vorschein. Welche Abwechslung! Daher — ein unterhaltliches Jahrbuch!"

„Basler Nationalzeitung": „Jugendfrisch ist das Buch aber auch, weil es als schweizerische Unternehmung nicht in unwahrem Patriotismus macht und die einzelnen Schriftsteller ihr Land verhimmeln läßt, sondern weil es von den Beitragenden nur gewünscht hat, daß sie sich über ein Thema aus ihrem Lieblingsgebiet äußerten."

„Basler Nachrichten": „Dem Buch, das eine so imponierende Fülle von Wissen birgt, wünsche ich die weiteste Verbreitung nicht nur in der Schweiz, sondern über die Grenzen unseres Landes hinaus, als einem sprechenden Dokument schweizerischer Geistesarbeit."

„Das Vaterland": „Als man an die Herausgabe ging, dachte man noch nicht an den Tod Hiltys, dessen politisches Jahrbuch mit ihm von der Bühne abgetreten ist. Raschers Jahrbuch wird nun allerdings in die Lücke treten, aber es steckt sich sein Feld weiter ab oder es setzt sich vielmehr gar keine Grenzen. Aus allen Gebieten, auf denen menschlicher Scharfsinn und schriftstellerisches Talent sich betätigen, hat es Beiträge vereinigt."

„Literarischer Ratgeber": „Was der erste Jahrgang bringt, ist so vorzüglich, so mit Geschick ausgewählt, daß dem Unternehmen der allerbeste Erfolg zu wünschen ist . . . (Inhaltsangabe). Schon diese Themen zeigen, daß es sich nicht um ein spezifisch schweizerisches Jahrbuch handelt . . . Mehr als einmal hat das deutsche Geistesleben von der Schweiz her kräftige Impulse empfangen. Unter der zielbewußten Leitung Konrad Falkes kann das Jahrbuch zu einem Ferment geistigen Fortschritts werden. Ich wünsche ihm deshalb die Aufmerksamkeit und Unterstützung aller Geistiglebenden in allen Gauen deutscher Zunge."

„Frankfurter Zeitung“: Dieses neue Jahrbuch präsentiert sich nicht nur in geschmackvollem Gewande, sondern zeichnet sich auch durch einen sehr reichhaltigen und vielseitigen Inhalt aus. Die ersten Namen der Schweiz auf den Gebieten nicht nur der Literatur, Kunst und Wissenschaft, sondern auch des Handels und der Politik sind mit Beiträgen vertreten. Wir wünschen dem neuen Unternehmen einen dauernden Erfolg.“

„Dresdener Nachrichten“: „Der überaus reiche Inhalt dieses insbesondere die Schweizer Kunst- und Literatenwelt berücksichtigenden Sammelwerkes erscheint dieses Jahr erstmalig und dürfte von Freunden ernster literarischer Kost mit Beifall aufgenommen werden.“

„Badische Neueste Nachrichten“: „Dieses neue Jahrbuch vereinigt die ersten Namen der Schweiz auf den Gebieten vorzüglich der Literatur, Kunst und Wissenschaft, daneben aber auch des Handels und der Politik. Das Buch ist geschmackvoll ausgestaltet und inhaltlich reichhaltig und vielseitig.“

„Anhaltischer Staats-Anzeiger“: „Ein neues, wie mir scheint, sehr aussichtsreiches Unternehmen ist in der Schweiz entstanden . . . Die Autoren sind überwiegend Männer der Schweiz, die bis auf wenige — ich nenne Bernoulli, Widmann, Spitteler — hier unbekannt sein dürften. Es lohnt sich, sie kennen zu lernen.“

„Augsburger Neueste Nachrichten“: „Unter den vielen Jahrbüchern verdient „Raschers Jahrbuch“ besondere Beachtung und die wärmsten Sympathien.“

„Vossische Zeitung“: „Das Inhaltsverzeichnis weist in bunter Abwechslung Artikel über die verschiedensten Themen. Daß die Jugend viel darin zu sagen hat, merkt man an dem temperamentvollen Ton mancher Beiträge. Aber es ist viel Wertvolles und Interessantes in diesem Jahrbuch.“

„Württemberger Staatsanzeiger“: „Neuerdings beginnt das Jahrbücherwesen wieder mehr zu blühen, als es eine Zeitlang der Fall war, und wenn die Jahrbücher sich so tüchtiger Mitarbeiter erfreuen, so mannigfaltige und interessante Beiträge bringen und so gediegen ausgestattet sind wie das vorliegende, kann man sich die neue Sitte wohl gefallen lassen. (Inhaltsangabe.) Man sieht, es ist ein reichbesetzter Tisch, der hier um 6 M. gedeckt ist, und was geboten wird, ist substanzielle Nahrung, wie wir es von den Schweizern gewöhnt sind.“

Carmina Romana

von

Konrad Falke.

Einmalige numerierte, auf echt holländisches Büttenpapier gedruckte Ausgabe, 64 Seiten Quartformat, in Rohseide gebunden.

Nr. 1—25 in echt chinesischer Rohseide, blaß-crême mit Goldaufdruck und Goldschnitt, Zierleisten karminrot.

Preis pro Exemplar **Fr. 35.—.**

Nr. 26—500 in olivgrüner Rohseide; Aufdruck, Schnitt und Zierleisten grün.

Preis pro Exemplar **Fr. 15.—.**
„ „ „ **Mk. 12.—.**

Man wird in der deutschen Literatur weit zurückgreifen müssen, ehe man unter der Liebesdichtung ein Werk findet, mit dem sich diese zwanzig Gesänge im antiken elegischen Versmaß vergleichen lassen. Der Dichter schildert in ihnen ein Liebeserlebnis in Rom: als kurzer Traum von Glück und Schönheit zieht es vorüber, um so stärker leuchtend im Rahmen und auf dem dunklen Untergrund einer Jahrhunderte alten Vergangenheit. Die Liebe hat hier eine Verklärung und geistige Durchdringung erfahren, wie sie sonst kaum angetroffen wird; die glühendsten Farben sind von einem milden Humor gedämpft und durch die Linien einer tragischen Weltanschauung gebändigt: die „Carmina Romana“ bedeuten das persönlichste Werk des immer mehr umstrittenen Autors.

Stimmen der Presse:

„Neue Zürcher Zeitung“: „Ein ganz wundervoller Quartband, köstlich anzusehen in dem rohseidenen Einband, dem herrlich klaren Druck auf Büttenpapier, dem geschmackvollen Buchschmuck; nur in 500 numerierten Exemplaren gedruckt, in einmaliger Auflage. Somit ein Buch, das sich die Bibliophilen sichern werden. Aber als Leser dieser zwanzig Gedichte in der Form der antiken Elegie, d. h. in Distichen, denken wir uns nicht in erster Linie den Bibliophilen, dem die Rarität gar oft wichtiger als der Inhalt eines Buches, sondern Freunde der Poesie, solche, die den reichen dichterischen Gehalt dieses römischen Liebesidylls, in dem sich die Glut seliger Leidenschaft mit tiefer, der ewigen Stadt würdiger Kontemplation zu künstlerisch geformter Einheit verschmilzt, voll zu würdigen wissen. Ein Distichon aus Goethes römischen Elegien gibt das Motto. Geist von diesem Geist weht durch diesen Band, in dem sinnenfrohe, aber geistig geadelte Poesie einen mächtigen Flug tut. Ein vornehmeres Geschenkbuch für solche, deren ästhetischer Geschmack von aller Enge frei ist, läßt sich kaum denken.“

„Züricher Post“: „Falke hat der Dichtung, die in einzelne kleinere Gedichte zerfällt, einen ganz persönlichen Inhalt gegeben, in dem Phantastisches mit unmittelbarer Realität unauflöslich verwächst. Das „Ambiente“ Roms, das immer anschaulich, manchmal mit hoher poetischer Kraft geschildert ist, bleibt nicht etwa ein bunt dekorativer Hintergrund, es ist vielmehr eine notwendige Begleitung, aus der die Stimmung der Handlung selber erst eigentlich verständlich wird. Mancher Leser wird sogar die Schilderung Roms als das Kräftigere, Unmittelbarere an der Dichtung schätzen. Die poetische Fiktion behält dem starken Akkompagnement gegenüber etwas allzu heimlich-idyllisches. Sie beginnt mit einer hochdramatischen Erkennungsszene, in der Falke seine ganze Meisterschaft der Schilderung aufbietet. Dann steigert sich Tempo und Tonfülle rasch bis zu einem Maximum an Leidenschaftlichkeit, für das sich der Dichter selber in den letzten Abschnitten seines Werkes halbwegs entschuldigen zu müssen glaubt. Eine übergroße Vorsicht! Niemals sind die Grenzen der Schönheit überschritten; der höchste Taumel noch ist in reinen und ehrlichen Worten ausgeprägt.“

□□□

Im Banne der Jungfrau

von

Konrad Falke.

250 Seiten Text mit 10 Kupferdrucktafeln
und 32 Autotypien.

═ Drittes Tausend. ═

Preis gebunden **Fr. 12. 50.**
„ „ **Mk. 10. —.**

Preßstimmen:

„Neue Zürcher Zeitung“: „Von der ersten bis zur letzten Seite ist das Buch zugleich künstlerisch durchgearbeitet, seelisch durchempfunden. Dies und seine mustergültige Ausstattung machen es zu einem Geschenkwert vornehmster Art, zu einer Leistung von bleibendem Werte.“

„Züricher Post“: „Die Schilderungen gehören zum Besten und Schönsten, was unsere Literatur hervorgebracht hat; sie sind recht eigentlich das Hohelied leidenschaftlicher Liebe zur Schönheit und Größe der Jungfrau.“

„Alpina“: „Ein durch die Art der Darstellung klassisches Werk . . . Im Interesse des echten, von idealem Geiste getragenen Alpinismus wünschen wir dem Buche weite Verbreitung.“

„Basler Zeitung“: „Wahrlich, ein wundervolles Buch: ein Band voll Schönheit der Natur, des Wortes, des Empfindens

der Bilder. Und es muß jedem Freunde der Alpenwelt unauslöschlichen Eindruck machen. Denen in der Ferne wird es Tränen entlocken!"

„Oberländer Tagblatt": „In textlicher wie illustrativer Hinsicht ist mit diesem Werke wohl das Höchste, Vollendetste geleistet worden."

„Literarischer Ratgeber": „Mensch und Berg als zwei Gewalten in ihren Wechselbeziehungen: das ist der Grundton des prächtigen Buches. Alle Alpinisten und verständnisvollen Naturfreunde werden daran große Freude haben. Auch für Schülerbibliotheken und als Schulprämie ist das Werk aufs beste zu empfehlen."

„Dresdner Nachrichten": „Ein von echter Liebe zur Schönheit der Berge und starkem subjektiven Empfinden getragenes, prächtig ausgestattetes Buch."

„Pforzheimer Zeitung": „Es ist ein Werk, das im Bergsteiger glückliche Stunden seliger Erinnerungen weckt und vor den erstaunten Augen des Nichtalpinisten ein schimmernd Märchenreich öffnet, um so mehr, als meisterhafte Bilder von ungeahnter Pracht das vornehme Werk schmücken."

„Kölnische Zeitung": „Falke ist ein glücklicher, fast immer ein eigener und nicht selten ein höchst kraftvoller Gestalter. Der Nachdruck liegt auf der „Impression". Den Stoff hat er mit diesem Werke erschöpft. Was er gibt, das ist das Buch über die Jungfrau."

„Johanniter Ordensblatt": „Aus reiner Freude an der Größe der Natur und an der mit ihr ringenden Größe des Menschengeistes ist dies schöne Buch entstanden."

„Deutsche Alpenzeitung": „Auch das letzte Kapitel seines Buches löste in mir restlose Bewunderung aus."

▫▫▫

Wenn wir Toten erwachen!

Ein Beitrag zur Kenntnis Ibsens

von

Konrad Falke.

Preis Fr. 1.—.

Stimmen der Presse:

„Neue Zürcher Zeitung": „Wem es um wahre Einsichten in Ibsen zu tun ist, mag an dieser Studie Konrad Falkes nicht vorbeigehen. Sie erleuchtet von dem letzten Drama des Norwegers aus sein ganzes Schaffen und letzte Tiefen seiner Psyche."

„Berner Rundschau": „Wer auch immer in Zukunft über das künstlerische Problem des Lebens und Werkes Ibsens schreiben mag, mit dieser Schrift wird man sich auseinanderzusetzen haben."

„Literarisches Zentralblatt": „Falke versucht in seiner feinsinnigen Ibsen-Studie das eigentliche, immer wieder durchbrechende Thema und das Charakteristische der Weltanschauung des großen Norwegers zu ergründen und näher zu erläutern . . ."

▫▫▫

Träume.

Drei Einakter von **Konrad Falke.**

I. Dante Alighieri.
II. Michelangelo.
III. Giordano Bruno.

Preis broschiert **Fr. 2.—.**

Stimmen der Presse:

Josef Victor Widmann schreibt im „**Bund**": „Ein bühnengerechtes, ja geradezu bühnengewaltiges Drama hat Falke mit dem ersten dieser Einakter „Dante Alighieri" geschaffen . . . Die Stimmung eines phantastischen Nachtstückes — eines Notturnos, in dem die düstern Gluten des furchtbaren Zeitalters ihren blutigen Schein verbreiten und der Schatten des gewaltigsten Dichters jenes Zeitalters riesengroß an der Wand sich abzeichnet — gibt der Dichtung ihre wesentliche Bedeutung und macht sie zu einem Bühnenwerke, dessen Theatererfolg unzweifelhaft ist."

Johannes Wiegand urteilt in den „**Bremer Nachrichten**": „Das beste Werk, das in letzter Zeit erschien, ist Konrad Falkes Dramenzyklus „Träume". Er besteht aus drei Einaktern, die sich betiteln „Dante Alighieri", „Michelangelo" und „Giordano Bruno". Der Verfasser besitzt nicht allein starkes dramatisches Talent, sondern auch philosophische Gedankenkraft. Er stellt in den drei Stücken erschütternde Wendungen aus dem Leben der drei Geistesriesen dar. „Michelangelo" behandelt das Sterben des großen Bildners, der Gerichtstag über sein Leben hält. In „Giordano Bruno" lernt ein Schüler des Meisters schmerzlich

den Sinn der Liebe erkennen. „Sie ist ein süßer, banger Traum durch die Frühlingsnacht." Das hervorragendste der Dramen ist „Dante Alighieri". Der geächtete Flüchtling erlebt am Hofe zu Rimini die ergreifende Tragödie Giovanni Malatestas und Francescas, die ja in der „göttlichen Komödie" ihren unsterblichen Ausdruck gefunden hat. Konrad Falke ist der geborene Dramatiker, der seine Geschöpfe mit wenigen Strichen lebendig zu machen weiß. Trotz der Schönheit seiner Diktion verschwelgt er sich nie in Nebensächlichkeiten. In seinen Szenen schwingt, wie bei Ibsen, ein tiefer Unterton, und aus der raschen Handlung springt der edle philosophische Kern ganz von selbst heraus."

Dr. Hans Trog schreibt in der „**Neuen Zürcher Zeitung**": „Die ewige Tragödie — wir kennen sie: es ist die Tragödie der Liebesleidenschaft, der rasch, wie ein Sturmwind hereinbrechenden, alles ruhige Besinnen ausschaltenden; es ist der vom Tode umwitterte Eros; es ist der Kampf, den Geistiges und Sinnliches sich immer wieder im Menschen liefern, und aus dem nie ein wundenloser Sieg hervorgeht; es ist die immer wiederkehrende Klage über rasch genossenes und unbedacht verscherztes Glück, über verlorene Sonne und unfruchtbaren Egoismus. Ein traumhaftes Geschehen wirkt sich in diesen drei Einaktern aus. Wie sich im ersten — Dante Alighieri — unter den Augen des großen Florentiner Verbannten, der beim Tyrannen von Rimini, Giovanni Malatesta, ein bitteres Gnadenbrot ißt, die Liebestragödie Francescos und Paolos entfaltet, von seinem düsteren Dichtergenius gewissermaßen akkompagniert und interpretiert: das ist mit beachtenswertem Sinn für eine starke Bühnenwirkung gemacht."

□□□



